



**Verständnis
für wilde Tiere**

Der Zoodirektor erzählt

Verständnis für wilde Tiere

Herausgegeben

von Prof. Dr. Wolfgang Ullrich

Z O O L O G I S C H E R G A R T E N D R E S D E N

Der Zoodirektor erzählt

F O L G E 19

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

*Fotos: G. Berger (1), W. Berke (3), Höhne-Pohl (3), E. Honig (1),
U. Kahabka (4), A. Naumann (2), R. Peter jun. (4), K. Tempel (2)*

Druck: Union-Druckerei (VOB) Dresden

III-9-19 I 620/68/11360

Wenn Tiere kämpfen

In der Geschichte der Menschheit ist wohl noch nie soviel über den Krieg gesprochen worden wie in unserer Zeit. Allerdings war auch die Gefahr noch nie so groß, die eine kriegerische Auseinandersetzung mit den Mitteln der modernen Technik für jeden Menschen bedeutet. Diese Katastrophe zu verhüten ist eine Verpflichtung, die uns aus der Verantwortung gegenüber allen Lebewesen erwächst.

Nun finden aber auch unter Tieren Kämpfe statt, und es ist interessant zu untersuchen, wie und warum eigentlich die Tiere kämpfen. Wir wollen dabei solche Kämpfe aus unserer Betrachtung ausschließen, die zwischen Raubtier und Beutetier stattfinden. Sie dienen der Ernährung und sind mit den Kriegen der Menschen nicht vergleichbar; denn es handelt sich dabei um Auseinandersetzungen zwischen Angehörigen verschiedener Arten, wie z. B. Löwe-Zebra, Wolf-Rentier, Fuchs-Gans, Falke-Sperling, Hecht-Schleie, Spinne-Fliege. Wollte man in diese Reihe den Menschen einbeziehen, so könnte man Mensch-Rind oder Mensch-Huhn schreiben; denn das Fleisch dieser Tiere dient uns zur Ernährung, und wir töten sie zu diesem Zweck. Die Menschen, die auf unserer Erde leben, gehören alle einer Art, nämlich der Art Mensch an, und wenn wir im Tierreich Vergleichbares zu den Kriegen der Menschen suchen wollen, so müssen wir Beispiele von Auseinandersetzungen zwischen Artgenossen wählen. Natürlich gibt es, wie jeder weiß, auch unter den Tieren Kämpfe zwischen Angehörigen derselben Art. Sie dienen jedoch nicht der Ernährung. Kannibalismus gehört also im Tierreich zu den sehr seltenen Ausnahmen.

Wenn zu unserer großen Freude in den ersten warmen Frühlingstagen die Lieder unserer Singvögel erklingen, so denken wohl die wenigsten daran, daß diese Liedchen nicht nur das Weibchen anlocken, sondern auch den Nebenbuhler abschrecken. Für den männlichen Artgenossen bedeuten sie eine Drohung. Ihm zeigen sie an, daß dieses Revier schon besetzt ist. Liebesgesang und Kampfprud zugleich ist der Gesang vieler unserer kleinen gefiederten Freunde. Dringt trotzdem ein Rivale in das Brutrevier ein, so wird er von dem Besitzer heftig angegriffen und aus dem Revier hinausgetrieben.

Dieselbe Bedeutung hat das Röhren der brünstigen Hirsche im Herbst. Auch durch dieses Gebrüll zeigt der Hirsch seinem Rivalen an, daß er sich ein Rudel von Hirschkühen zusammengetrieben hat und das Gebiet, in dem er sich mit seinem Harem befindet, verteidigen wird. Man kann jedoch dieses Revier nicht auf der Landkarte festlegen; denn mit dem Umherziehen des Rudels verschiebt sich auch der Standort des Gebietes, das verteidigt wird. Das Revier muß man sich als einen unsichtbaren und verschiebbaren Kreis von mäßiger Ausdehnung vorstellen, dessen Zentrum

immer das Rudel der Hirschkühe bildet. Auch das Revier unseres kleinen Singvogels ist nicht unveränderlich. Seine Grenzen werden nicht durch den Besitzer des Revieres allein festgelegt, sondern auch durch die Nachbarn, die sich um ihn herum ansiedeln. Auch sie erheben Anspruch auf ein ruhiges Plätzchen, wo sie lieben, ihr Nest bauen und die Brut aufziehen können. Genauso verhält sich der Stichling im Wasser, nur daß er nicht mit Gesang sein Revier kennzeichnet und dem gleichgeschlechtlichen Artgenossen droht, sondern mit seinem roten Bauch. Er bedient sich also ähnlich dem Rotkehlchen eines optisch wahrnehmbaren Signals, um dem Artgenossen zu drohen. In seiner Nachbarschaft bauen andere Stichlingsmännchen ihre Nester. Je näher nun der Besitzer eines Revieres dem zentralen Punkt seines von ihm beanspruchten Gebietes ist, um so aggressiver wird er auch, um so verbissener kämpft er. Je weiter er sich von diesem Mittelpunkt entfernt, um so mehr sinkt seine Kampfeslust. Damit ist aber auch schon gesagt, wer Sieger in einer solchen Auseinandersetzung um das Revier sein wird, nämlich der Inhaber des Revieres; denn die Kampfesfreudigkeit des Eindringlings sinkt immer mehr, je weiter der sich vom Zentrum seines Revieres entfernt. Wird er hinausgeworfen und verfolgt, so wächst seine Kampfeslust wieder, je näher er dem eigenen Heim kommt. Er wird schließlich seinen Verfolger schneidig angreifen und zurücktreiben. So pendeln sich die Grenzen zwischen den Revieren aus.

Schimpansentanz und Trommelklang

Als erstes Ergebnis unserer Untersuchung können wir feststellen, daß im Tierreich um Reviere gekämpft wird, wobei diese Reviere nicht mit einem festen Grundbesitz zu vergleichen sind; denn sie schwanken in ihrer Ausdehnung und werden von sehr vielen Tieren nur während der Zeit der Fortpflanzung beansprucht. Aber auch die Form der Auseinandersetzung ist interessant. Jeder Kampf mit dem Artgenossen wird durch das Drohen eingeleitet. Aber oft genügt auch schon dieses Zur-Schau-Stellen der Kraft und der Waffen, um den Rivalen zu vertreiben. Dann tritt an die Stelle des Kampfes das Drohen und entscheidet, wer der Überlegene und wer der Unterlegene ist. Gedroht wird durch Gesang und Gebrüll, durch auffallende Farben, auch durch Düfte. Letzteres tut neben vielen anderen Tieren der Hund, wenn er sein Beinchen hebt und an besonders hervorgehobenen Orten seines Revieres die Duftmarke aus Harn absetzt. Meistens versuchen sich die Drohenden möglichst groß und breit zu machen. Sie sträuben die Haare und das Gefieder oder spreizen die Ohren weit ab, wie es der Elefant zu tun pflegt. Hamster und Ratte richten sich beim Drohen auf. Hasen trommeln mit den Vorderbeinen auf den Boden, Gorillas mit den Händen auf die Brust, und Schimpansen führen einen rhythmisch stark betonten Tanz auf, wobei sie mit den Händen und Füßen aufstampfen und hohle Baumstümpfe oder andere Lärm verursachende Gegenstände als Trommeln benutzen. Im zoologischen Garten bevorzugen sie zu diesem Zwecke die eisernen Türen ihrer Käfige. Während des Tanzes sträuben sie ihr Fell, richten sich schließlich auf, ziehen die Schultern nach vorn und stellen die Arme – in den Gelenken gebogen – vom Oberkörper leicht ab, die Breite ihres Brustkorbes dadurch noch mehr betonend. So schwanken sie, in



Porträt des Löwen „Kuru“

gleichbleibendem Rhythmus mit den Füßen stampfend, hin und her, ohne sich wesentlich vom Fleck zu bewegen: ein Bild imponierender Muskelkraft.

Wir können wohl nicht umhin, Vergleiche mit dem Drohverhalten des Menschen anzustellen. Die Trommel ist das älteste Musikinstrument, und die Vermutung, daß sie dem akustischen Drohen des Menschen entsprang, ist naheliegend. Aber schauen wir uns einmal einen drohenden Menschen an, der sich in großer Erregung befindet, der empört ist: er springt auf, schlägt mit der Faust auf den Tisch, stampft mit dem Fuß auf und wirft sich in die Brust. Er benutzt also dieselben Bewegungen und Gebärden, die wir auch bei den drohenden Tieren kennengelernt haben. In typischer Drohhaltung stellen sich die Ringkämpfer ihrem Publikum vor, genau wie der Schimpanse heben sie die Arme, leicht abgewinkelt, die Schultern nach vorn gezogen, sich also in die Brust werfend, und diese Haltung ist offensichtlich die Drohgebärde des Menschen; denn ihr begegnen wir immer wieder, bei Starken und Halbstarke. Der Held im Wildwestfilm läuft ständig in dieser Körperhaltung umher. Damit ihm die Arme in dieser außergewöhnlichen Haltung nicht müde werden, findet er für seine Hände eine geeignete Stütze in zweckmäßiger Höhe, die Griffe der Revolver, die in den Taschen an den Seitennähten der Hosenbeine stecken. Ist er ein moderner „Cowboy“, so fährt er Motorrad und wird möglichst viel Lärm dabei verursachen, indem er den Auspuffdämpfer entfernt hat und für zahlreiche Fehlzündungen sorgt; denn Lärm gehört nun einmal zum Drohverhalten des Menschen wie auch der Tiere. Aber auch die Farben hat der Mensch in sein Imponiergehabe einbezogen. „Bunter Rock“ wurde die Uniform bis zur Jahrhundertwende mit Recht genannt. In farbenfreudigen Uniformen, mit Pauken und Trompeten lärmend, standen sich die Heere vor der Schlacht gegenüber und drohten dem Feind. Das Feldgrau wurde erst erfunden, als es bereits weittragende Waffen gab, die es nicht mehr notwendig machten, ständig dem Feind ins Auge zu schauen. Das Drohen mit blitzenden Helmen, leuchtenden Uniformen und Trommelklang wurde schädlich, als Karabiner und Maschinengewehr erfunden worden waren, und mit dem Einsatz von schweren Geschützen, Bombenflugzeugen, Giftgas und Atomraketen wurde es sinnlos.

Bei den Masai, den Nomaden der ostafrikanischen Steppe, jedoch tragen die Krieger noch Federschmuck und bunt bemalte Schilde. Die Nagas, die Kopfpäger in den Bergen Assams, setzen sich noch heute die Hörner des wilden Wasserbüffels auf und schmücken ihre Speere mit gefärbten Menschenhaaren. Die Urwaldindianer des Amazonasgebietes bemalen ihren Körper mit leuchtenden Farben und stecken sich die buntesten Papageienfedern ins Haar. Hier gilt noch das Prinzip des Drohens: Vergrößerung des Körpers und Darbietung von Signalfarben. Sollten nicht auch in modernen Tänzen Überreste dieses Imponiergehabes stecken. Könnte nicht die Begeisterung, mit der der Twist von jungen Menschen aufgenommen wurde, eine ihrer Wurzeln in diesem Imponierverhalten haben? Begeisterte Twisttänzer tragen meist nicht dunkle Abendanzüge, sondern lieben farbenfreudige, meist sportlich betonte Kleidung. Die rote Lederjacke wird sehr bevorzugt, wenn sie auch nicht immer gesellschaftsfähig ist; denn eigentlich war sie als Motorradjacke gedacht. Die Körperhaltung beim Twist ist gekennzeichnet durch die nach vorn geschobenen



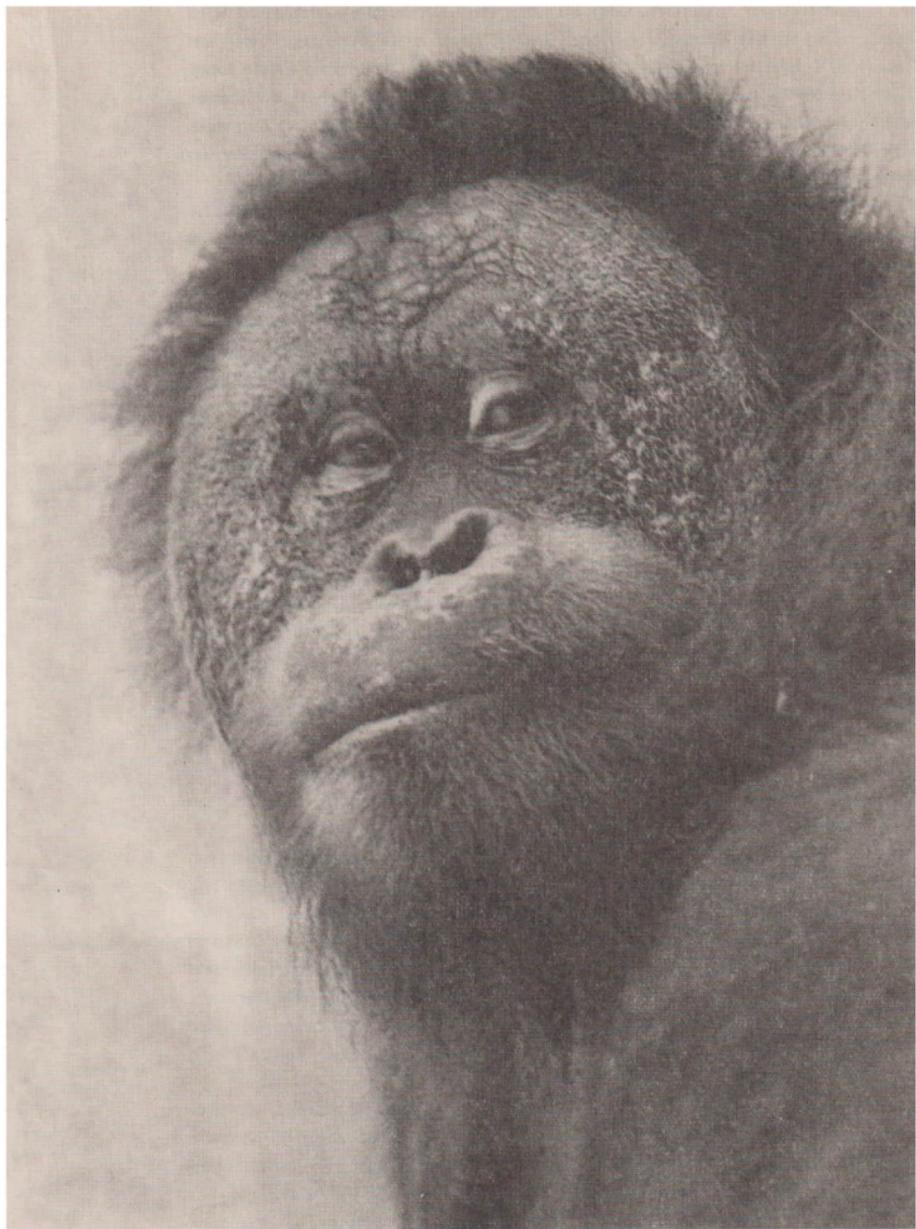
„Benno“, der Gorillamann, ist etwa 10 Jahre alt. Er lebt mit „Dima“, einem wenige Jahre jüngeren Weibchen, zusammen

Schultern und abgewinkelten Arme. Man tanzt nicht miteinander, sondern produziert sich einzeln tanzend der Partnerin, aber auch den anderen Tanzenden gegenüber. Tief zum Boden herabgehend richtet man sich bald wieder in voller Größe vor den Mitänzern auf. Der Rhythmus wird besonders stark durch Schlagzeug betont. Die Übereinstimmung mit den geschilderten Drohgebärden ist zu deutlich, als daß wir sie übersehen könnten, wobei wir uns aber auch noch einmal an den Gesang unserer Singvögel erinnern wollen: er bedeutet Drohen gegenüber dem Rivalen und zugleich Werben gegenüber dem Weibchen.

Aber kehren wir von den Menschen wieder zu den Tieren zurück. Wenn das Drohen, das nach einem bestimmten Zeremoniell abläuft, Einleitung oder Ersatz für einen Kampf sein kann, so ist es ebenso interessant festzustellen, daß auch die Kämpfe selbst, die zwischen Artgenossen ausgefochten werden, nach bestimmten, festliegenden Regeln ablaufen. Es wird nicht einfach darauflosgebissen oder -geschlagen, sondern so gekämpft, daß schwere oder gar lebensgefährliche Verletzungen, auch bei dem Unterlegenen, nur selten vorkommen. So wurde bei den Damhirschen beobachtet, daß sie nur dann mit ihrem Geweih stoßen, wenn der Rivale ihnen frontal gegenübersteht, so daß Geweih an Geweih schlägt. Bietet er seine leichtverwundbare Breitseite, so wird die Angriffslust des anderen gehemmt. Derartige Hemmungen der Aggression sind wahrscheinlich bei fast allen Tieren, die über gefährliche Waffen verfügen, ausgebildet. Der Besiegte kann sogar diese Hemmung auslösen, wenn er eine bestimmte Demutsgebärde einnimmt. Bei den Wölfen besteht sie im Abwenden des Kopfes, Einziehen des Schwanzes und Anlegen der Ohren. Diese Stellung hindert den Überlegenen daran, den Kampf fortzusetzen. Obwohl sein gefletschtes Gebiß nur noch wenige Zentimeter von dem Hals des anderen entfernt ist, scheint er das Maul zum letzten tödlichen Biß nicht mehr öffnen zu können. Ein einziges Zuschnappen würde genügen, um dem Rivalen, der Demutsgebärde angenommen hat, die Halsschlagader durchzubeißen und damit das Leben auszulöschen. Aber dieser letzte Biß bleibt aus. Er kann nicht durchgeführt werden, weil eben diese Demutsgebärde den Überlegenen hindert, den letzten Angriff zu starten. So stehen die beiden Kämpfer wie erstarrt dicht nebeneinander. Langsam sinkt die Erregung, und schließlich drückt sich der Besiegte mit angelegten Ohren und eingezogener Rute aus dem Blickfeld des Siegers.

Es geht um die Erhaltung der Art

Worum geht es bei diesen Kämpfen im Tierreich? Das oberste Gesetz in der Natur ist die Erhaltung der Art. Das Leben des Artgenossen muß geschont und die Möglichkeit, sich fortzupflanzen, jedem gegeben werden. Würde der Star nicht sein Brutrevier verteidigen, so würden zwei Starenpaare in einer Höhle nisten, und die heranwachsenden Jungen würden sich gegenseitig behindern, schließlich sogar verdrängen. Es käme nur die Hälfte der Brut auf. Außerdem würde nicht jede Nistmöglichkeit, die sich bietet, ausgenutzt. Würde der Fuchs nicht seine Duftmarken setzen und damit den Nachbarn drohen, so würden zwei und mehr Füchse in einem kleinen Revier auf Beutesuche gehen, würden sich gegenseitig das Wild vergrämen



Innerhalb der letzten Jahre haben sich die Backenwülste des Orang-Utans „Buschi II“ deutlich ausgebildet

und hätten weniger Jagdglück, aber oft hungrige Bäuche. Die Kampfeslust wird jedoch sofort wieder ausgelöscht, wenn Verträglichkeit unter den Artgenossen das Gebot der Jahreszeit ist, in der gemeinsames Handeln zu größerem Erfolg führt. Jeder Kampftrieb ist verschwunden, wenn das Brutgeschäft vorüber ist, die Jungen herangewachsen sind und sich im Herbst die Vögel zum gemeinsamen Zug nach dem warmen Süden vereinigen. Die Paare trennen sich voneinander, die Jungen verlassen ihre Eltern. Im Schwarm ist jeder gleich.

Natürlich gibt es Tiere, die auch während der Brutzeit oder immer im Schwarm leben. Sie sind weniger kämpferisch veranlagt als die Einzelgänger. Trotzdem gibt es auch unter den Herdentieren Auseinandersetzungen, die aber nicht um den Besitz eines Weibchens und gleich gar nicht um ein Revier ausgetragen werden, sondern um die Rangordnung innerhalb der Herde. In dieser Rangordnung kann festgelegt sein, welche Tiere für die Sicherheit zu sorgen und die Herde gegenüber Feinden zu verteidigen haben, wer die Marschrichtung, den Aufbruch und die Ruhepausen bestimmt. Die Rangordnung garantiert also, daß eine Gruppe kräftiger und wehrhafter Tiere den Schutz der zahlreichen Mütter und Kinder übernimmt. Das müssen nicht immer Männchen sein. Auch erfahrene, meist ältere Weibchen können dem Leitungs- und Verteidigungskollektiv angehören, wie wir das bei den Arnis, den wilden Wasserbüffeln, in Indien feststellen konnten. Durch Kämpfe wird diese Rangordnung unter den Mitgliedern einer Herde ausgefochten und bleibt dann auch über längere Zeit bestehen. Nur Verluste durch Tod oder das Heranwachsen der Jungen können wieder neue Rangordnungskämpfe auslösen und geringfügige Verschiebungen in der Rangordnung bringen. Bei manchen Tieren rücken Mütter mit Neugeborenen ohne Kampf sofort in die Spitzengruppe, während Kinder Narrenfreiheit haben, also noch außerhalb jeder Rangordnung stehen.

Wenn es auch nicht möglich war, alle Formen der Kämpfe im Tierreich zu schildern, so ist doch wohl deutlich geworden, daß es nie um die Vernichtung des Artgenossen geht. Den Krieg gibt es im Tierreich nicht, und auch durch die Gesellschaftswissenschaften ist uns bekannt, daß der Krieg kein Naturgesetz, sondern eine durchaus abschaffbare Erfindung der Menschen ist, wenn es gelingt, seine Ursachen zu beseitigen. Daß auch in jedem Menschen die Lust zum Kämpfen schlummert – nicht am Töten –, ist ebenfalls eine Tatsache, die bei jedem Fußballspiel von Zuschauern und Spielern immer wieder erneut unter Beweis gestellt wird. Mit Recht sprechen wir daher vom sportlichen Wettkampf. Die Olympiade kann sogar die Menschen in aller Welt in Aufregung versetzen. Rangordnungskämpfe sind uns ebenfalls nicht fremd; denn wer kennt nicht aus seiner Schulzeit noch den Klassenstärksten, um dessen Gunst die Schwächeren buhlten, und mit dem jeder Neuling kämpfen mußte, wenn er Anspruch auf einen Platz in der Spitzengruppe der Rangordnung erhob.

Welcher Autofahrer fühlt sich nicht im tiefsten Herzensgrunde beschämt, wenn er auf der Autobahn von einem anderen Wagen überholt wird? Mancher tritt dann auf den Gashebel, um innerhalb der nächsten Kilometer wieder den „gerechten Ausgleich“ zu schaffen, den Ausgleich der Gefühle nämlich, die in ihm ein wenig – er weiß gar nicht recht wie – erschüttert wurden. Denn eigentlich hat er genügend

Zeit, eigentlich brauchte er nicht „auf die Tube zu drücken“. Aber „der innere Schweinehund“ spielt ihm einen Streich – oder ist es ein letzter Rest unserer tierischen Vorfahren, der uns begeistert dem völlig fremden Nachbarn auf dem Fußballplatz auf die Schulter schlagen läßt, wenn ein Tor fällt, der uns in den Beinen zuckt, wenn rhythmisch betonte Klänge zum Twist auffordern, und der es uns ungemütlich werden läßt, wenn wir von anderen Wagen überholt werden?

Prof. Dr. Wolfgang Ullrich

Chi-Chi flog zu An-An

Brautfahrten seltener Zootiere

„Grete“ war ein kräftiges Flußpferd-Baby, als es am 28. Juni 1929 im Dresdner Zoo geboren wurde. Im Alter von drei Jahren heiratete sie als sehr gewichtige Jungfrau in den Zoologischen Garten zu Leipzig ein. Runde 30 Zentner brachte die „verkaufte Braut“ in die Ehe mit. Ihr Bräutigam, namens „Yumbo“, hatte nicht das längste Leben. So stand Grete 1948 wieder allein als Vertreterin ihrer Art, jedoch für ihr Alter noch zu früh. Trotzdem war sie bereits Mutter von sechs Kindern. Es ging nicht an, in dieser Zeit ein so wertvolles Zuchttier brachliegen zu lassen, zumal der Krieg auch den zoologischen Gärten schwere Tierverluste zugefügt hatte. Im Berliner Zoo war nach den Kriegswirren der vollerechene Flußpferdjüngling „Knautschke“ allein übriggeblieben. Was lag dann näher als die vereinsamten populären Zooinsassen mit bestimmten Absichten zusammenzubringen! Die von Optimismus getragenen Verhandlungen der beiden Zoo-Direktoren führten nicht nur für sie selbst, sondern in erster Linie natürlich für die beiden alleinstehenden Tiere zum guten Ende. Wird es ein Männchen, verbleibt es in Leipzig, und ein Weibchen würde dann Berlin bekommen, damit jeder den fehlenden Zuchtpartner erhält. Ein wirklich nutzvolles Selbsthilfeabkommen! Gretes zweite Brautfahrt führte nun im Jahre 1949 nach Berlin. Fast genau acht Monate später, am 20. Mai 1950, brachte Grete ihr siebentes Kind, nunmehr in zweiter zeitlich eng begrenzter Ehe, zur Welt. Das Glück wollte es: ein Männchen! „Schwabbel“ wurde es genannt.

Das war nach 1945 in unserer Republik die erste Hochzeitsreise eines vereinsamten wertvollen zuchtfähigen Tieres zu einem ebenfalls alleinstehenden Artgenossen in einem anderen zoologischen Garten. Eine spätere nochmalige Reise zu Knautschke blieb wiederum nicht ohne Erfolg. Berlin erhielt sein ersehntes Weibchen, genau wie es festgelegt worden war.

Dabei allein blieb es nicht. Seitdem folgten noch zahlreiche Brautfahrten einzelstehender Zootiere, oftmals sogar über die Ländergrenzen hinweg.

„Susi“, die prominente Schimpansendame im Berliner Tierpark, sollte endlich etwas für ihren Nachwuchs tun. Eine Hochzeit am Ort war nicht möglich; denn Berlin besaß noch keinen heiratsfähigen Schimpansenmann. So kam Susi im Sommer 1957 nach Dresden, um mit dem imponierenden „Jacky“ einige Flitterwochen zu verbringen. Die Zeit verstrich. Keine Anzeichen guter Hoffnung ließ sie erkennen. Der Erfolg blieb aus. Im nächsten Jahr kam Susi in bequemer Reisekiste per Lastkraftwagen wieder. Sie war nicht prude, und trotzdem wiederum kein Erfolg! Daß Jacky Vater werden kann, hatte er inzwischen bewiesen. Sollte die attraktive Susi tatsächlich nicht der richtige Typ für Jacky gewesen sein? Das gibt es auch im Tierreich, besonders bei höheren Säugetieren. Die Nachzucht glückt durchaus nicht immer

mit der mathematischen Formel: Männchen + Weibchen = Kindersegen. Mitunter suchen sich die Tiere selbst den geeigneten oder zusagenden Partner aus. Vielleicht war es so. Später war auch im Tierpark ein erwachsener Schimpansenmann vorhanden. Er mochte sie, und Susi wurde Mutter.

Im vergangenen Jahre schickte der Dresdner Zoo ein einzelstehendes Weibchen der seltenen Kaama-Antilopen zu einem Junggesellen der gleichen Art nach Warschau. Das versprochene Männchen für Dresden hatte der Tierhändler in Afrika nicht mehr liefern können. So sollte die Warschauer Kaama-Hochzeit zum erhofften Nachwuchs führen.

Der Hallesche Zoo sandte kürzlich sein weibliches Warzenschwein – es stammt übrigens aus der Dresdner Zucht – in die Stadt an der Elbe. Jedoch die in afrikanischen Savannen lebenden Warzenschweine sind nicht auf Frühehe eingestellt. Unverrichteterdinge kehrte das junge warzige, aber nicht häßliche Fräulein in seinen heimatlichen Zoo zurück. Bei eventuellen Hochzeitsanzeichen wird sie erneut und hoffentlich dann zu einem recht fruchtbaren Besuch nach Dresden kommen.

Bergzebras sind vom Aussterben bedroht und in Tiergärten nur sehr selten zu sehen. Alle Bemühungen sind auch bei dieser Tierart darauf ausgerichtet – es ist sogar Ehrenpflicht –, die Bestände in den Zoos im höchstmöglichen Maße zur Fortpflanzung zu bringen. Der Zoopark in Erfurt besitzt ein Zuchtpaar dieser gefährdeten Zebraart. Der temperamentvolle Zebrahengst bekam daher im vergangenen Herbst den Besuch von gleich zwei heiratslustigen Bergzebrastuten aus Zürich. Die Absicht ist nicht zu verheimlichen, und es bleibt nur zu hoffen, daß dieser Besuch nicht ohne den gewünschten Folgen bleibt.

Der Zoologische Garten Basel war ebenfalls schon mehrfach das Reiseziel von sich kinderwünschenden, aber alleinstehenden Weibchen aus der Gruppe der Zooraritäten. Im Jahre 1962 stellte der Tierpark Hagenbeck in Hamburg sein kostbarstes Stück, das weibliche Panzernashorn „Nepali“, zweckbestimmt für kurze Zeit im Baseler „Zolli“ ein. Der zuchterprobte Panzernashornbulle „Gadadhar“ enttäuschte nicht, und Nepali fuhr mit guter Hoffnung wieder nach Hause. Nach 15 Monaten Tragzeit brachte sie dann ein Nashornkälbchen zur Welt. Im folgenden Jahre weilte ein weibliches Zwergflußpferd aus dem Zoo Hannover für einige Monate in Basel. Es lebte in dieser Zeit mit dem dortigen Zwergflußpferdbullen zusammen in einer Tierwohnung. Auch dieser Besuch hatte sich gelohnt.

Dagegen brachten in dieser Hinsicht die gemeinsamen Liebesmühen der Zoologischen Gärten von Leipzig und Berlin keinen Erfolg. Nachdem die vor Jahren mit eindeutigen Absichten arrangierten und auch bewährten Begegnungen der großen Flußpferde niemals ohne den gewünschten Nachwuchs blieben, reiste im Herbst 1966 voller Optimismus nun auch die kleinere Artverwandte, ein begehrtes heiratslustiges Zwergflußpferdmädchen, aus der Messestadt nach Berlin. „Gumbu“, auf Freiersfüßen gehend, sollte für sie auf einige Zeit der Auserwählte sein. Doch anstatt der erwarteten Zärtlichkeiten bedrohte der entartete Kavalier die ihm Anvertraute. Auch viel Geduld und langes Warten auf eine bessere Stimmung des Mannes half nicht. Als jedoch Gumbu seine Braut sogar mit den großen Eckzähnen

bearbeitete und sie dabei verletzte, mußten beide getrennt werden. Er zeigte nicht die geringsten Sympathien gegenüber der drallen, aber doch liebenswerten Jungfrau aus Sachsen. Nicht einmal eine „Vernunfts- oder Geschäftssehe“ – zum Nutzen der beiden Zoos – kam zustande, obwohl allein auch schon das ewig „Triebhafte“ für diesen Zweck ausgereicht hätte. Aber auch Tiere können wählerisch sein. Nach fast siebenmonatigem Aufenthalt in Berlin fuhr das enttäuschte Zwergflußpferdfräulein mit einigen Schrammen, jedoch sonst unverrichteterdinge, wieder nach Leipzig zurück.

Die berühmteste und mit viel Aufwand und Pubicity vollzogene Brautfahrt ist wohl bisher „Chi-Chi“ Reise nach Moskau gewesen. Jedoch zunächst etwas zur Vorgeschichte.

„Chi-Chi“ ist der Name einer Bambusbärin, deren glücklicher Besitzer der Zoologische Garten von London, der Regents Park, ist. Die Bambusbären werden auch Große Pandas genannt. In China, und zwar im Bereich der Provinz Szetschuan und im östlichsten Teil von Tibet, befindet sich die Heimat der Bambusbären. Sie leben in den Bambuswäldern des schwer zugänglichen gebirgigen Hochlandes zwischen 2000 und 3000 m Höhe. Das feucht-gemäßigte Klima hält die Berggipfel häufig im



Bambusbären sind die seltensten Zootiere.

Nur die Zoologischen Gärten von London, Moskau und Peking besitzen Riesenpandas

Nebel und in Wolken verborgen. Der zoologisch gut gebildete französische Missionar Pater Armand David, der auch den bereits ausgestorbenen geglaubten Miluhirsch entdeckt hat, konnte in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die erste Beschreibung und die ersten Felle des Großen Pandas nach Europa senden. Diese sonderbaren Bären, die noch am Ende der Tertiärzeit weit verbreitet waren, sind heute in ihrer Anzahl stark zusammengeschrumpft. Die chinesische Regierung stellte deshalb den „Pei-hsiung“, den „weißen Bären“, unter strengen Schutz. Kein Tier von dieser Art darf mehr abgeschossen oder lebend außer Landes gebracht werden, insofern keine Sondergenehmigung der Regierung vorliegt.

Im Zeitraum von 1949 bis 1959 konnten insgesamt nur fünf Bambusbären unter großen Schwierigkeiten gefangen werden. Ein noch sehr kleines Jungtier blieb leider nicht am Leben. Die restlichen vier gelangten unmittelbar nach dem Fang, der mit Hunden durchgeführt wird, in den Zoo von Peking.

Von diesem Quartett wurde im Jahre 1957 „An-An“ dem damaligen Ministerpräsidenten der UdSSR zu einem Staatsgeschenk gemacht. Seitdem lebt dieses männliche Tier – die Geschlechter der Bambusbären sind äußerlich nur sehr schwierig festzustellen – im Zoologischen Garten von Moskau. Chi-Chi erwarb im Frühjahr 1958 nach langen Verhandlungen der österreichische Tierhändler Demmer im Tausch gegen afrikanische Großtiere für den Zoo in Peking. Für die damals knapp zweijährige Chi-Chi interessierte sich der Zoo in Chicago. Mit 50000 Dollar sollte sie aufgewogen werden. Jedoch das Treasury Department in Washington verweigerte die nötige Einfuhrgenehmigung. Das Embargo der USA verbot den Import jeglicher Waren aus der Volksrepublik China. Selbst eine Intervention beim damaligen US-Außenminister Dulles scheiterte an dessen Starrheit, allerdings zum eigenen Schaden der Amerikaner.

Bis zur endgültigen Klärung der Übernahme gab Chi-Chi einstweilen in den Zoologischen Gärten von Frankfurt a.M., Kopenhagen und im Tierpark Berlin drei- bis vierwöchige Gastrollen, wo sie von hunderttausenden Tierfreunden bewundert wurde und denen sie auch sehr viel Freude bereitete. Noch halbwüchsig, mit etwa 50 kg Gewicht, glich sie tatsächlich in ihrer auffallenden Zeichnung und ihrem verspielten Wesen einem schwarzzügigen Teddybären. Inzwischen hatte Chi-Chi der Londoner Zoo erworben, und sie siedelte nun endgültig nach England über.

Das zweite Mal war damals in Deutschland ein lebender Bambusbär gezeigt worden. Erstmals war es im Jahre 1939, als in den Zoologischen Gärten von Berlin, Hannover, Leipzig und München für kurze Zeit die ebenfalls so reizende und verspielte „Happy“ zur Schau gestellt wurde. Genau wie 19 Jahre später gab es auch damals Besucherrekorde und Happy sowie Chi-Chi eroberten sich die Herzen der Menschen. Bereits im Jahre 1937 erhielten der Bronx-Zoo in New York und der Brockfield-Zoo in Chicago je einen jungen Bambusbären. Es waren zoologische Sensationen!

Ende 1963 erreichte uns die überraschende Nachricht aus China, daß es dem Zoo in Peking erstmals gelungen sei, Bambusbären unter der Obhut des Menschen erfolgreich zur Fortpflanzung zu bringen. „Li-Li“ brachte einen Sohn zur Welt, der den Namen „Ming-Ming“ erhielt. Und fast genau ein Jahr später, im September 1964, wurde von der gleichen Mutter „Lin-Lin“, eine Tochter, geboren.



Sitatungaantilopenbock mit seinem Sohn

Dieser große Erfolg ermutigte die Besitzer von An-An und Chi-Chi, den beiden einzigen Bambusbären außerhalb Chinas. Zwischen Moskau und London wurde der baldmöglichste Hochzeitstermin vereinbart. Chi-Chi, etwa 1956 geboren, zählte mit ihren zehn Jahren schon fast zu den „späten Mädchen“. Im März 1966 war es endlich soweit. In einer geräumigen und modernen Reisekiste hatte Chi-Chi Platz genommen. Genau 109 kg wies ihre Wiegekarte aus. Wie jeder vierbeinige und gefiederte Passagier mußte auch sie ihr Reisegewicht verraten. Jedoch die Türen der planmäßigen vierstrahligen „Comet“ der BEA waren für das Spezial-Coupé der Bambusbärin zu schmal. Daran durfte die Brautreise aber nicht scheitern. Die britische Fluggesellschaft wußte die Publizität ihres schwarz-weißen Gastes zu würdigen. Sie setzte kurzerhand eine „Vanguard“-Maschine ein, baute die Sitze aus dem Passagierraum erster Klasse aus und installierte eine Klimaanlage in die Kabine. Chi-Chi durfte das gesamte Abteil der ersten Klasse für sich allein in Anspruch nehmen.

Auf dem Flughafen in London warteten mehr Journalisten als bei der Abreise mancher berühmter Filmstars. Auch bei den Stewardessen stand Chi-Chi im Mittelpunkt des Geschehens. An Bord erhielt der vierbeinige Fluggast – der vorzügliche Service stand ihm ebenso zu – zarte Bambusspitzen und verschiedene Früchte. Für die Verabreichung der Nahrung war eine spezielle Öffnung in das Reisebehältnis eingebaut worden. Eine Moskauer Zeitung kommentierte Chi-Chis Ankunft nach fast siebenstündigem Flug mit der Überschrift: „Die Hochzeit der Perlen.“ Jedoch ganz soweit war es noch nicht. Wie in anderen Ländern halten auch in Moskau die Veterinärbehörden auf strenge Bräuche. Chi-Chi mußte zunächst im Zoo vier Wochen in Quarantäne verbringen. Das erste Rendezvous mit An-An verlief dann allerdings gar nicht so wie das sonst bei Brautleuten üblich ist: es begann auf beiden Seiten ein ohrenbetäubendes Geschrei. Vielleicht spürten sie noch nicht, was sie sich gegenseitig zu bieten hatten. Aber das sollte sich bald geben, wenn die Streitlust von der rechten Hochzeitsstimmung abgelöst wird. Es blieb nun nur noch zu hoffen, daß Chi-Chis Brautfahrt von Erfolg gekrönt wird.

Es ging dann auch eine gewisse Zeit ganz gut mit den beiden, auf die immer noch große Hoffnungen gesetzt waren. Nach den ersten lautstarken und erregten Begegnungen stellte sich ein ruhigeres Verhalten zwischen den Hochzeitskandidaten ein. Jedoch nicht ihm, sondern lukullischen Genüssen gab sie den Vorzug. 12 Uhr war die Zeit für die Hauptmahlzeit, die sich aus Reis- oder Buchweizenbrei, sechs rohen Eiern, geschnittenem Obst und verschiedenem Gemüse zusammensetzte. Alles wurde gut gemischt und anschließend mit Zucker angesüßt und mit Milch übergossen. Bambussprößlinge erhielt sie erst am Abend. Als Getränk wurde guter grusinischer Tee, wenn auch etwas verdünnt, aber dafür reichlich gesüßt, angeboten.

Anfangs hatte Chi-Chi den „schwierigen“ Pflegling gespielt und oft wechselnde Launen gezeigt. Dann gewöhnte sie sich jedoch an einen festen Tagesrhythmus. „Sie benimmt sich jetzt ruhiger, sie ist damenhafter geworden“, sagte ihr Moskauer Tierpfleger Gennadi Nemow, der zusammen mit Lena Nogina das eigenwillige und verwöhnte Fräulein aus London betreute, nachdem ihre Kollegen aus der Themsestadt nach Hause zurückgekehrt waren. Vormittags lief sie häufig im Gehege um-

her, wohl in Unruhe auf die bald bevorstehende Mahlzeit. Danach folgte ein ausgedehnter Verdauungsschlaf. Ihre ursprüngliche Angst voneinander war allmählich gewichen. Gelegentlich beschnupperten sie sich gegenseitig durch das Trenngitter. Allein dabei blieb es jedoch; anschließend zeigte sie ihm wieder die „kalte Schulter“. Es kam keine sichtbare Hochzeitsstimmung auf. Chi-Chi blieb noch bis zum Herbst in Moskau. Sobald sie unmißverständliche Sympathien zu An-An erkennen lassen sollte, erhält der Londoner Zoo umgehend telegrafisch Nachricht. So war es mit dem Moskauer Zoodirektor vereinbart worden. Der Londoner Chefveterinär und Chi-Chis Spezialpfleger würden dann sofort per Flugzeug nach Moskau kommen. „Keine Blumen für Chi-Chi“, „Chi-Chi noch immer ein Eisberg“, mit solchen und vielen ähnlichen Überschriften kommentierte besonders die britische Presse das prüde Verhalten ihres vierbeinigen Stars. Als dennoch das so lange erhoffte und gewünschte Ereignis nicht eintrat – im Frühjahr und im Herbst bestehen naturgemäß Paarungsbereitschaften bei den Bambusbären –, trat sie, diesmal ohne großen Aufwand und leider auch ohne eine zu erwartende Mutterschaft die Heimreise an. Sie hatte sich zu spröde und als alte unnahbare Jungfer gezeigt.

Die Vermutungen, daß möglicherweise der Bambusbärennachwuchs in Peking durch eine künstliche Befruchtung zustande gekommen sei, lassen noch mehrere Fragen offen und sind deshalb mit Zurückhaltung zu beurteilen. Zumindest dürfte dies ein sehr schwieriges Unternehmen gewesen sein. Beweise hierfür müßten noch erbracht und Überprüfungen vorgenommen werden. In den folgenden Jahren 1965 und 1966 ist allerdings von eventuellen weiteren Zuchterfolgen bei den Bambusbären aus Peking nichts bekannt geworden.

Die bisher vergeblichen Liebesmühen zwischen Moskau und London haben natürlich den Mut für ein neues Hochzeitsexperiment nicht sinken lassen. Für das Frühjahr 1967 war wiederum ein Rendezvous vorgesehen. Diesmal sollte An-An nach London kommen. Dr. Igor Sosnowski, der Moskauer Zoodirektor, mußte jedoch mitteilen, daß An-An seit Wochen von Verdauungsbeschwerden geplagt wird und dem Bärenmann deshalb unter diesen Umständen eine solche Aufgabe nicht zugemutet werden kann. Ein Risiko mit diesem wertvollen Tier lehnt er verständlicherweise ab. Kein anderer Tiergärtner würde dies tun. Er vertröstete London auf die Hochzeitsstimmung im kommenden Herbst. Wenn Chi-Chi sich nicht mehr als gewollt alleinstehende Dame, also als ausgeprägte Einzelgängerin, dem erneuten Liebeswerben An-Ans verschließen sollte, bleiben alle Hoffnungen offen, vielleicht doch noch das freudige Ereignis der Geburt eines Bambusbären-Babys, das von der Mutter Chi-Chi gut umsorgt und gepflegt wird, erleben zu können.

Gothart Berger
Wissensch. Oberassistent

Bilanzen – Zahlen – Erfolge

Ergebnisse einer Tierinventur

Am 1. Januar 1967 lebten im Dresdner Zoo 2388 Tiere in 507 verschiedenen Arten bzw. Formen, die sich wie folgt aufgliedern:

niedere Tiere (Seerosen, Muscheln usw.)	74 Tiere in 10 Formen
Fische	1335 Tiere in 190 Formen
Lurche	30 Tiere in 10 Formen
Kriechtiere	178 Tiere in 61 Formen
Vögel	503 Tiere in 164 Formen
Säugetiere	268 Tiere in 72 Formen

Die Säugetiere, denen das besondere Interesse der Zoobesucher – nicht zuletzt auch wegen ihrer Größe und Lebensweise – gilt, sollen im folgenden ein wenig ausführlicher betrachtet werden.

Alljährlich gibt die Zoological Society of London ein Internationales Zoo-Jahrbuch heraus, in dem interessante Beiträge aus allen zoologischen Gärten der Welt veröffentlicht werden. Das zuletzt erschienene Jahrbuch – vom Jahre 1964 – enthielt unter anderem eine Liste von seltenen Tieren in Gefangenschaft, unterteilt in zwei Kategorien:

- A. Tiere, die entweder sehr selten oder unmittelbar vom Aussterben bedroht sind. Diese werden auch bei der Kommission der UNESCO, der Internationalen Union für den Schutz der Natur und der natürlichen Hilfsquellen (IUCN = International Union for the Conservation of Nature and Natural Resources) auf einer gesonderten Liste geführt.
- B. Tiere, die entweder streng geschützt sind oder selten aus ihrer Heimat exportiert werden oder die aus anderen Gründen schwierig aus freier Wildbahn zu erhalten sind. Diese Arten müssen in freier Wildbahn nicht unbedingt selten sein. Sie sind aber selten in Zoos und daher von großem Interesse für die Zoos.

Von den 72 Säugetierformen des Dresdner Zoologischen Gartens waren 18 Arten in dieser Liste enthalten. Das entspricht 25 Prozent des gesamten Säugetierbestandes, also genau ein Viertel. Vier Arten davon gelten nach der IUCN-Liste als vom Aussterben bedroht, das sind 5,6 Prozent.

Diese Zahlen dürften für sich sprechen, zumal ein großer Teil der Tierarten – eine ganze Anzahl davon sogar regelmäßig – sich im Dresdner Zoo fortgepflanzt haben. Um einen Vergleich mit der Häufigkeit in anderen Zoos, von denen etwa 500 auf der Erde existieren, zu geben, seien diese Arten kurz angeführt:

Beuteltiere:

- Derby-Känguruh (in 19 Zoos) – regelmäßig gezüchtet
- Berg-Känguruh (in 23 Zoos) – mehrmals gezüchtet
- Rotes Riesenkänguruh (in 88 Zoos) – regelmäßig gezüchtet

Affen:

- Katta (in 55 Zoos)
- Hulman (in 18 Zoos) – regelmäßig gezüchtet
- Orang-Utan (in 107 Zoos) – IUCN – mehrmals gezüchtet
- Flachlandgorilla (in 71 Zoos)

Raubtiere:

- Brillenbär (in 26 Zoos) – IUCN – mehrmals gezüchtet
- Binturong (in 50 Zoos) – mehrmals gezüchtet

Huftiere:

- Grantzebra (in 117 Zoos) – regelmäßig gezüchtet
- Breitmaulnashorn (in 26 Zoos) – IUCN
- Guanako (in 99 Zoos) – regelmäßig gezüchtet
- Vicugna (in 32 Zoos)
- Davidshirsch (in 46 Zoos und Tierhaltungen) – IUCN
- Nyala (in 10 Zoos)
- Rotbüffel (in 7 Zoos) – regelmäßig gezüchtet
- Sibirischer Steinbock (in 15 Zoos) – regelmäßig gezüchtet
- Westkaukasischer Tur (in 4 Zoos) – regelmäßig gezüchtet

Hinzu kommen noch einige weitere Arten, die auf dieser Liste nicht enthalten waren, aber auch in zoologischen Gärten selten ausgestellt oder gezüchtet werden, wie Guerezaaffe, Brazza-Meerkatze, Klammeraffe, Himalaja-Thar und andere.

Zahlen und Statistiken erscheinen auf den ersten Blick sehr trocken. Doch sie ermöglichen einen schnellen und anschaulichen Überblick. Nicht ohne Stolz kann unser Zoo auf seinen kostbaren Tierbestand und seine guten Haltungs- und Zuchterfolge verweisen. Davon überzeugen sich alljährlich rund eine Million Dresdner und auswärtige Tierfreunde.

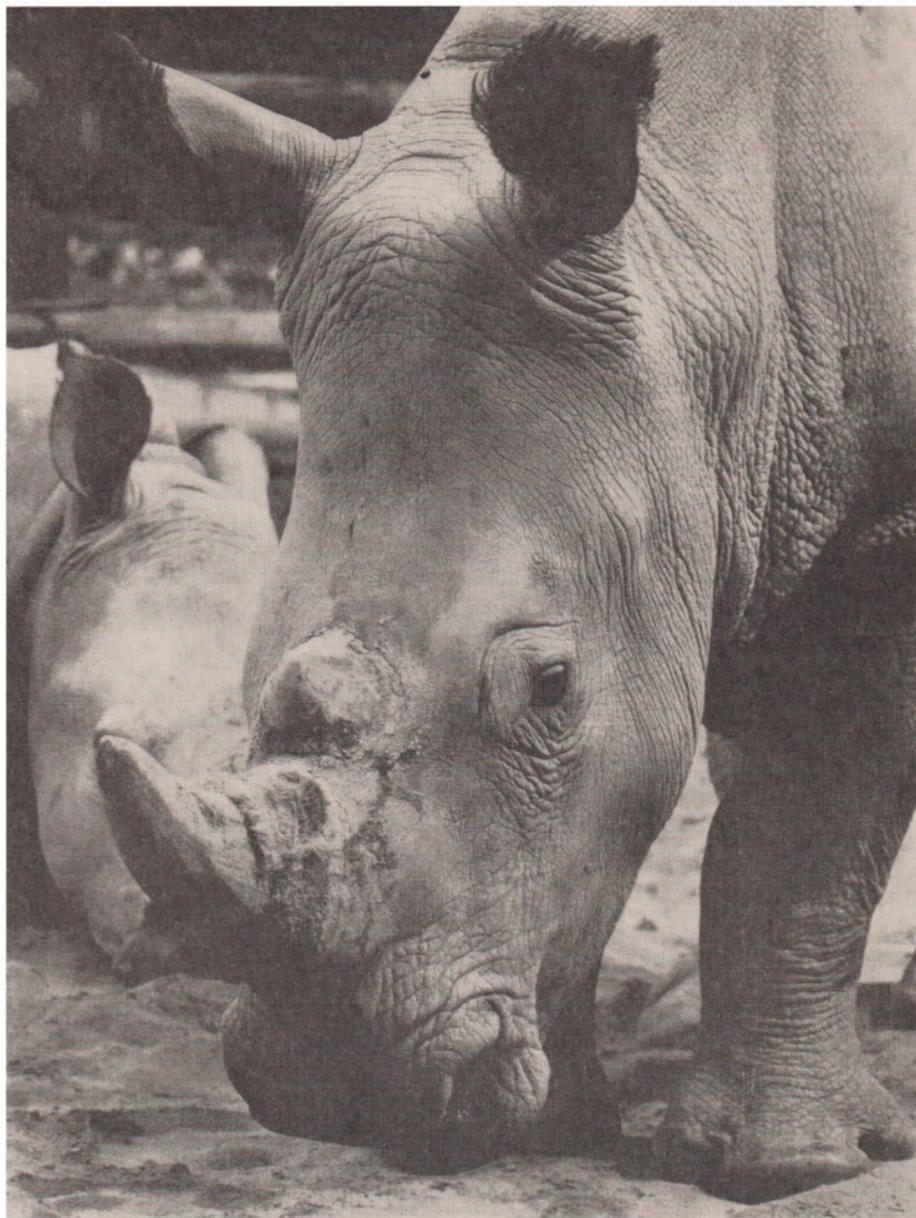
Dipl.-Biol. Winfried Gensch
Wissensch. Assistent



Der Blick aus dem Beutel



Auch Marabus sind Bewohner des großen Greifvogelflugkäfigs



Die Breitmaulnashörner sind die seltensten und kostbarsten Tiere des Dresdner Zoologischen Gartens

Alle Welt spricht von Delphinen

Vor einem Jahr hat sich der erste Stellvertreter des Ministers für Fischereiwirtschaft der UdSSR über die Gründe geäußert, die zu dem Beschluß führten, die Delphine zu schützen. Er schrieb: „Wir haben beschlossen, die Delphine in den Meeren, die die Sowjetunion umgeben, vor allem im Schwarzen Meer, zu erhalten und zu vermehren.

Zugleich mit dem Verbot des Delphinfangs ist der Beschluß gefaßt worden, das Studium dieser Tiere intensiver zu betreiben. Mehrere Kollektive von Wissenschaftlern befassen sich in der Sowjetunion mit der Biologie der Delphine. Bisher haben unsere Forscher das Verhalten dieser Tiere in speziellen Schutzrevieren und in einem kleinen Becken des Instituts für Biologie der Südmeere (Sewastopol) studiert. Jetzt werden Vorbereitungen zum Bau eines riesigen Ozeanariums bei Suchumi getroffen, wo die Meerestiere mit den neuesten Mitteln der Wissenschaft und Technik beobachtet werden sollen. Unser Ozeanarium wird viel größer sein als die bekannten Anlagen dieser Art in Florida und Kalifornien.

„Der Beschluß des Ministeriums für Fischereiwirtschaft der UdSSR, den Delphinfang zu verbieten, hat die Aufmerksamkeit vieler Fachleute auf sich gelenkt. Es wäre zu wünschen, daß auch andere Länder dem Beispiel der UdSSR folgen“, schrieb unlängst Akademiemitglied Boris Bychowsky, Direktor des Zoologischen Instituts von Leningrad. Seine Ansicht teilt der bekannte japanische Delphinforscher Mazayuki Nakajima. Die Initiative der Sowjetunion ist auch von amerikanischen und indischen Wissenschaftlern begrüßt worden.

Diese Einmütigkeit der Wissenschaftler beruht nicht auf Zufall. Die Erforschung dieser außerordentlich interessanten Meerestiere und ihrer Lebensweise macht ungemein schnelle Fortschritte. Und je mehr die Menschen über Delphine erfahren, um so mehr staunen sie. Das Gehirn der Delphine ist viel vollkommener als das der Affen, der art nächsten Verwandten des Menschen. Nach Zahl und Konfiguration der Gehirnrindungen unterscheiden sich die Delphine kaum vom Menschen. In ihrem Leben geht vieles ‚wie bei den Menschen‘ zu: sie leben in Familien, zeigen rührende Sorge für ihre Jungen, helfen Kranken und verunglückten Gefährten. Ja, die Delphine können sich sogar untereinander verständigen. Sie ‚lächeln‘ fast so wie wir, sie treten gern und leicht in Kontakt zu den Menschen und erweisen sich dabei als außerordentlich verständig.

Spezialisten der verschiedenen Wissenschaften bringen diesen ungewöhnlichen Seetieren großes Interesse entgegen. Linguisten versuchen die ‚Sprache‘ der Delphine zu entziffern und sie zu einem Mittel der Verständigung mit ihnen zu machen. Bioniker bemühen sich, die ‚Schnellfüßigkeit‘ der Delphine zu ergründen. Nach-

richtenspezialisten interessieren sich für den Aufbau der natürlichen ‚Echolote‘, mit deren Hilfe sich die Delphine in den tiefen Wässern so gut orientieren. . .

Es gibt viele interessante Probleme, die mit dem Studium der Delphine zusammenhängen. Nur wird die Zahl der Delphine selbst immer kleiner. Sie werden in der ganzen Welt gejagt, und es besteht die Gefahr ihrer Ausrottung. Aus diesem Grunde muß der sowjetische Beschluß als erster guter Schritt und als nachahmenswertes Beispiel gewertet werden.“

Wie bedeutsam dieser Beschluß zum Schutz der Delphine ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß bisher jährlich etwa 75000 Delphine von der UdSSR im Schwarzen Meer erbeutet wurden. Über keine andere Tiergruppe ist in den letzten Jahren so viel geschrieben worden wie über die „Wunderkinder des Meeres“, die Delphine. Einige Gründe dafür werden in der Veröffentlichung des Stellvertreters des Ministers für Fischereiwirtschaft der UdSSR genannt. Der Hauptgrund aber ist in den Verhaltensweisen der Delphine zu suchen, von denen uns manche sehr menschenfreundlich anmuten. Auch in der Vergangenheit sind schon Gesetze und Verordnungen zum Schutz der Delphine erlassen worden. Der Delphin „Pelorus Jack“ gab dazu den ersten Anlaß. Er hatte sein Jagdgebiet in der Tasmanischen See, wo er die Schiffe eine bestimmte Strecke begleitete. Sein Erscheinen wurde stets als ein Glück verheißendes Zeichen gedeutet. Als im Jahre 1904 ein Passagier auf diesen Delphin schoß, erließ Neuseeland ein Gesetz zum Schutz von „Pelorus Jack“, wie die Seeleute den Delphin getauft hatten. 1956 wurde ein mindestens ebenso beliebter und bekannter Delphin, der an Neuseelands Küste aufgetaucht war und mit den badenden Kindern spielte, unter gesetzlichen Schutz gestellt. „Opo“, so wurde dieser Delphin genannt, hatte eine enge Freundschaft mit einem Mädchen geschlossen. Er ließ das Kind sogar auf seinen Rücken reiten. Neben diesen Gesetzen, die nur einzelne Delphine schützten, gab es bereits 1892 eine Verordnung, die bei Strafe von einem englischen Pfund das Fangen und Töten dieser Zahnwale vor der ägyptischen Küste verbot. Die erste umfassende Schutzmaßnahme wurde jedoch von der UdSSR ergriffen, und es bleibt zu hoffen, daß sich ihr möglichst viele Staaten anschließen.

Die Geschwindigkeit, die Delphine unter Wasser erreichen, und ihr Echolotssystem haben sie zu einem besonderen Forschungsgebiet der Bionik werden lassen. Zum Antrieb des spindelförmigen Körpers wird die Schwanzflosse benutzt, die nicht wie bei den Fischen senkrecht steht, sondern waagrecht im Wasser liegt. Sie bewegt sich auch nicht seitlich, sondern wird auf- und abgeschlagen. Mit diesem Antriebsorgan erreicht der Delphin die überraschend hohe Geschwindigkeit von 40 bis 50 km/h. Diese Zahlen wurden durch Beobachtungen von Schiffen aus ermittelt. Dabei handelte es sich um Delphine, die spielerisch die Schiffe begleiteten, also nicht unter dem Zwang standen, ihre Höchstleistungen zu zeigen. Als man die Schnelligkeit des Delphins mit seiner Muskelkapazität verglich, kam man zu der Feststellung, daß ein Delphin, der eine Geschwindigkeit von 40 km/h entwickelt, zehnmal schneller schwimmt, als es seine Muskeln gestatten. Somit ergab sich nur eine Schlußfolgerung: Delphine sind in der Lage, den Strömungswiderstand des Körpers herabzusetzen. Mit dieser Feststellung rückten die Delphine sofort in den Mittelpunkt der Bionik; denn die Verminderung des Strömungswiderstandes ist ein

Problem, das für den Bau von U-Booten genauso wichtig ist wie für die Konstruktion von Flugzeugen. In den USA wurde deshalb die Finanzierung der Delphinforschung von der Marine übernommen. Inzwischen ist festgestellt worden, daß die Haut der Delphine aktiv beweglich ist und eine lokale, nervös koordinierte Reaktionsfähigkeit besitzt. So kann sie auf beginnende Wirbelbildungen sofort reagieren und damit auch das Entstehen einer Bugwelle verhindern. Die Reibung des Delphinkörpers beträgt somit nur 1/10 derjenigen eines gleichgroßen, ebenso schnell unter Wasser fortbewegten, gleichgestalteten, starren Gegenstandes. Über den ganzen Körper der Delphine verteilt liegen unter der Haut Druckmesser. Sie ermöglichen das schnelle, nervöse Reagieren und damit auch das Regulieren der Hautbewegungen.

Die Bionik ist bemüht, entsprechend bewegliche Schiffshäute zu konstruieren und auf elektronischem Wege das nervöse System der Druckmesser nachzuahmen.

Von gleicher Bedeutung ist die Schallorientierung der Delphine. An gefangengehaltenen Tieren konnte nachgewiesen werden, daß diese die Echos ihrer eigenen Peillaute empfangen, sie auswerten und auf diese Weise Hindernisse oder Fischschwärme im Wasser orten können. Durch Ausschaltung des Gesichtssinnes eines dressierten Delphins – dem Tier wurden zwei Gummisaugnäpfe über die Augen gedrückt – konnte der Nachweis der Echolotung erbracht werden. Der Delphin, ein Tümmler, war abgerichtet worden, auf Ertönen eines Pfeifsignals nach einem Futterstückchen zu suchen. Durch ein Unterwassermikrofon wurden seine Ortungslaute aufgenommen. Je näher der Tümmler dem Futterplatz kam, in um so rascherer Folge stieß er die Peillaute aus. Dabei wurden in der Sekunde 16 bis 190 Laute registriert. Gleichzeitig konnte festgestellt werden, daß der Tümmler nicht ein Schallfeld erzeugt, das sich gleichmäßig nach allen Seiten ausbreitet, sondern seine Peillaute gerichtet aussendet. Wenn man die Futterbrocken in Kopfnähe des Tieres ins Wasser brachte und durch Pfeifton die Futtersuche auslöste, so fand der Delphin alle Brocken, die sich über seinem Kopf befanden, aber keines der Futterstückchen, die unter seine Kiefebene absanken. Seitlich von ihm schwimmende Brocken wurden nur gefunden, wenn sie sich nicht hinter der Augenregion befanden. Außerdem versuchte man, das „blinde“ Tier durch Gelatinekapseln zu täuschen, die es aber genau von den gleichgroßen Fischstückchen unterschied.

Das akustische Spektrum der Delphine reicht bis 200000 Hz, das der Fledermäuse, die sich ebenfalls mittels Echolotes orientieren, dagegen nur bis 150000 Hz.

In ein Schwimmbecken wurden 36 Metallstäbe in einem Abstand von jeweils 25 m voneinander gehängt und ihre räumliche Anordnung laufend verändert. Die Delphine schossen auch bei Dunkelheit mit großer Geschwindigkeit durch das Gitter von Metallstäben hindurch, ohne anzustoßen.

Die „Sprache“ der Delphine

Bis in den Bereich des Ultraschalls gehen auch einige der Lautäußerungen hinein, die von den Delphinen anscheinend zur Verständigung mit den Artgenossen benutzt werden. J. C. Lilly und A. M. Miller haben sich eingehend mit dem Problem der „Delphinsprache“ beschäftigt. Sie nennen drei verschiedene Bedeutungen, denen

sie die Lautäußerungen zuordnen: Angst, Aufmerksamkeit und Gereiztheit. Lautäußerungen, die Stimmungen vermitteln und übertragen, sind auch von vielen anderen Tieren bekannt. Lilly will aber auch Nachahmungen menschlicher Worte von seinen Delphinen gehört haben. Wenn diese Feststellung, die von anderen Zoologen mit dem Hinweis angezweifelt wird, daß die vielen dressierten Delphine in den Schauaquarien nie eine derartige Fähigkeit gezeigt haben, sich bewahrheiten sollte, so dürfte man wohl, bei dem hohen Grad der Zentralisation des Gehirns der Delphine, beachtliche Leistungen auf diesem Gebiet erwarten. Lilly behauptet, daß es in nächster Zeit möglich sein wird, mit Delphinen Gespräche zu führen. Diese Prognose hat großes Aufsehen erregt und ist durch die Presse der Welt gegangen. Vorläufig ist es jedoch besser, weitere Forschungsergebnisse abzuwarten und die Hoffnung auf einen Dialog zwischen Mensch und Delphin nicht zu hoch zu schrauben. Auch kennen wir unter den Vögeln zahlreiche Arten, die viel besser – als es die Delphine bisher gezeigt haben – Laute nachahmen. Was jedoch noch kein Tier fertiggebracht hat, ist die Bildung von Zweiwortsätzen, also zwei erlernte Worte zu einem neuen Satz mit sinnvoller Bedeutung zu verbinden. Es wäre also schon eine sehr beachtliche Leistung, wenn Delphine nur dieses Problem lösen könnten.

Nach den neuesten Untersuchungen ist es erwiesen, daß Delphine sich durch Lautäußerungen auch Mitteilungen über bestimmte, für sie bedeutsame Dinge ihrer Umwelt machen. So können sie sich anscheinend vor Gefahren warnen, auf Fischschwärme aufmerksam machen, und kranke Tiere können durch bestimmte Laute Hilfeleistungen bei den Artgenossen auslösen. Es ist aber vorläufig noch ungeklärt, ob diese Lautäußerungen in den Bereich der angeborenen Verhaltensweisen gehören – wie die hochentwickelte Bienensprache, die es ermöglicht, durch eine Kombination von Lautäußerungen und Bewegungen sogar Entfernung und Himmelsrichtung einer Futterquelle darzustellen – oder ob es sich dabei um Intelligenzleistungen handelt.

Außergewöhnlich und im Tierreich einmalig ist die schnelle Lernfähigkeit der Delphine, die bei den Pilotwalen anscheinend am stärksten ausgeprägt ist. Oft genügt es, daß der Dresseur eine von dem Tier zufällig ausgeführte Handlung mit Futter belohnt. Der Delphin versteht dann sofort, daß diese Handlung von ihm gewünscht wird, und wiederholt sie, wenn der Dresseur das entsprechende Signal gibt.

Erleichtert wird die Dressur der Delphine noch durch ihre Begabung, Spiele zu erfinden. So können sie sich stundenlang damit beschäftigen, eine Pelikanfeder von der Wasseroberfläche zu holen, sie zum Grund des Bassins zu tragen und vor das Einflußloch zu halten, durch das ständig frisches Meerwasser zufließt, sie dort loszulassen und, nachdem sie vom aufsteigenden Strom nach oben getragen wurde, wieder einzufangen, um wieder von vorn zu beginnen. An diesem Spiel können sich mehrere Delphine beteiligen. Ein Tier fängt die Feder an der Wasseroberfläche auf, das andere trägt sie zum Einflußrohr. Auch das Necken anderer Bewohner des Bassins bereitet ihnen offensichtlich Vergnügen. So wurden Delphine beobachtet, die eine Wasserschildkröte verfolgten, um das Tier immer wieder auf den Rücken zu drehen.

In diesem Zusammenhang muß auf die unglaublich klingenden Lebensrettungen Schiffbrüchiger durch Delphine hingewiesen werden. Es ist eine durch zahlreiche Augenzeugen bewiesene Tatsache, daß Menschen wiederholt durch Delphine vor dem Tod des Ertrinkens bewahrt wurden, weil sich diese Tiere unter sie schoben und sie auf ihrem Rücken in das seichte Wasser der Küste trugen. Dieses Verhalten zeigen die Delphine jedoch auch gegenüber kranken Artgenossen. Meist sind es zwei Tiere, die dicht nebeneinander schwimmen und auf ihren Körpern den geschwächten Artgenossen tragen. Bei diesem Rettungsdienst können sie von anderen Mitgliedern ihrer Herde abgelöst werden. Eine solche Verhaltensweise ist insofern von besonderer Bedeutung, als Delphine dem sicheren Tod ausgeliefert wären, wenn sie nicht mehr die Kraft haben, zur Wasseroberfläche zu schwimmen; denn als Säugetiere sind sie Lungenatmer und müssen Luft schöpfen. Deshalb wird auch das lebensschwache Neugeborene von der Mutter gepackt und zur Wasseroberfläche getragen. Außerdem wird die Gebärende von einigen Artgenossen begleitet, die bereit sind, den Säugling oder die geschwächte Mutter zur Luft hinauf zu tragen. Nun konnte bei Geburten von Delphinen im Ozeanarium beobachtet werden, daß nicht nur die Artgenossen Hilfe leisten, sondern auch solche Delphine Rettungsdienste übernehmen, die zu einer anderen Art, ja sogar Gattung gehörten. Eine solche Hilfeleistung unter Tieren verschiedener Art ist nur von den Delphinen bekannt und dürfte im ganzen Tierreich einmalig sein. Auch darin ähneln die Zahnwale dem Menschen, nur mit dem Unterschied, daß diese Verhaltensweise den Delphinen angeboren ist, also zu den Instinkten gehört. So finden auch die Hilfeleistungen gegenüber ertrinkenden Menschen ihre Erklärung: Das unbeholfene Umherpaddeln oder Absinken eines Lebewesens, das die Größe eines neugeborenen bis erwachsenen Delphins hat, löst bei diesen Tieren das angeborene Rettungsverhalten aus. Das gefährdete Lebewesen wird unterschwommen, zur Oberfläche getragen und an den Strand gebracht.

Alte griechische Erzählungen berichten über die Rettung von Menschen durch Delphine. Bis vor wenigen Jahren haben wir diese Geschichten in das Reich der Sagen verwiesen. Heute wissen wir, daß sie wahrscheinlich auf Tatsachen beruhen, die zu jener Zeit genauso Staunen und Verwunderung hervorriefen, wie sie es auch heute tun. Vielleicht ist auch der biblische Jonas, der von einem großen Fisch an das Land gespien worden sein soll, ein Schiffbrüchiger gewesen, der sein Leben den Tieren verdankte, die unter gesetzlichen Schutz zu nehmen eine ethische Verpflichtung aller Staaten unserer Erde sein sollte.

Während sich Wissenschaftler in aller Welt mit friedlichen Absichten um die Klärung des Verhaltens der Delphine bemühen, sind bestimmte Institutionen in den USA skrupellos genug, die gewonnenen Erkenntnisse in den Dienst des Krieges zu stellen. Das beweist u. a. eine Meldung, welche „The New York Times“ am 23. April 1966 veröffentlichte:

Die neueste Waffe der Seestreitkräfte: Horchende Tümmler

„Wissenschaftler der Seestreitkräfte haben Tümmler gelehrt, Metalle voneinander zu unterscheiden. Die Tiere können einige Tage lang dazu eingesetzt werden, U-Boote, Minen und unter Wasser installierte Raketenabschlußbasen ausfindig zu machen. Ein besonderes Metallstück, das beispielsweise an einem U-Boot befestigt ist, bewirkt, daß weiträumig umherstreifende Scharen von Tümmlern in der Lage sind, die eigenen Schiffe von feindlichen zu unterscheiden. Diejenigen Schiffe nämlich, welche das Metallstück nicht tragen, werden von den Tümmlern, die in spezifisch für diesen Zweck konstruierten Körperbehältern Sprengstoff mit sich führen, gerammt. Diese Aufgabe der geschmeidigen, 100 kp schweren Säugetiere wurde gestern auf einem marinewissenschaftlichen Symposium des Amerikanischen Instituts für Aeronautik und Astronautik bekanntgegeben. Die Tümmler senden Geräusche aus, die an das Knarren einer Tür erinnern. Auf diese Weise vermögen sie Nahrung und andere Objekte auch dann zu entdecken, wenn sie in ihrer Sicht behindert sind. Die reflektierten Schallwellen ermöglichen ihnen, Entfernung und Richtung der Objekte auszumachen.“

Der Protest gegen dieses neue ungeheuerliche Vorhaben blieb auch in den USA nicht aus. In einem Brief an die Redaktion der „New York Times“ (veröffentlicht am 28. April 1966) schreibt Prof. Ashley Montagu, Mitverfasser des Buches „The Delphin in History“: „Mit Entsetzen las ich am 23. April in der ‚New York Times‘ einen Bericht, daß Wissenschaftler der Marine Tümmler darauf abgerichtet haben, feindliche Unterseeboote zu rammen. Die Tiere sollen in Körperbehältern Sprengstoff mit sich führen. Das Frevelhafte, die völlige moralische Entartung eines derartigen Verhaltens, kann nicht mit Worten ausgedrückt werden. Daß jemand sich solch einen Plan ausdenken konnte, ist pervers genug; aber ernsthaft vorzuschlagen, ihn auch auszuführen, muß schärfsten Protest hervorrufen. Delphine auf diese Weise in die Luft zu sprengen, betrachten die beteiligten Wissenschaftler und ihre Auftraggeber in der US Navy als eine zweifellos bedauerliche, aber höchst wirksame Maßnahme. Haben diejenigen, welche für solch eine Arbeit verantwortlich zeichnen, sämtliche moralische Bedenken aufgegeben? Wie kann man sich damit beschäftigen, das Vertrauen und die Treue dieser ausgesprochen freundlichen Wesen zu erwerben, um dann im Dienst der schlimmsten aller menschlichen Grausamkeiten, nämlich des Krieges, ihre Tötung zu planen?

Haben wir der gesamten belebten Natur nicht schon genug Schaden zugefügt, daß wir derartige Maßnahmen jetzt noch wissenschaftlich und amtlich sanktionieren müssen? Ich hoffe, daß mich andere in meinem Protest gegen diesen besonders empörenden Akt von Unmenschlichkeit unterstützen werden...“

Ersatzmütter und Flaschenkinder

In seiner mehr als einhundertjährigen Geschichte läßt sich wohl kaum mehr die Zahl der Jungtiere ermitteln, die im Zoologischen Garten Dresden geboren wurden. Es dürften aber mit Sicherheit einige Tausend sein.

Doch nicht jede Geburt ist gleichzusetzen mit einer erfolgreichen und ungestörten Aufzucht durch die Mutter. Hin und wieder geschieht es doch einmal, daß der Tierpfleger Mutterstelle bei manchem Tierkind einnehmen muß. Die Gründe dafür können verschiedener Art sein. So kann es geschehen, daß die Mutter während oder kurz nach der Geburt stirbt und ein kleines Waisenkind hinterläßt. Oder die Mutter ist noch zu jung. Die Brutpflegeinstinkte sind bei ihr erst sehr unvollkommen ausgeprägt, sie weiß mit dem Neugeborenen nichts anzufangen und vernachlässigt ihr Kind. Bei späteren Geburten ist sie in den meisten Fällen eine sehr liebevolle und besorgte Mutter. Nichts erinnert mehr an ihr „rabemütterliches“ Verhalten bei der ersten Geburt. Es muß jedoch auch betont werden, daß sehr viele erstgebärende Tiermütter gleich ihren ersten Wurf so mustergültig aufziehen, als hätten sie in der Kinderpflege schon reichlich Erfahrung. Ein weiterer Grund, der eine künstliche Aufzucht notwendig macht, ist eine zu geringe Milchentwicklung bei der Mutter. Die natürliche Nahrung würde nicht für ein normales Wachstum der Tierkinder ausreichen. Sie müßten verhungern. Auch eine Störung der Wochenstube kann Anlaß sein, daß eine Tiermutter – meist handelt es sich dabei um solche Arten, die ihre Jungen an geschütztem Ort in einem Nest verbergen, also Nesthocker sind, – ihre Kinder vernachlässigt oder sie ruhelos umherträgt. Das ist ein Zeichen höchster Gefahr für das zarte Leben der Jungen. Um sie zu retten, müssen sie von ihrer Mutter getrennt werden.

Die Aufzucht von Jungtieren durch die Mutter ist in jedem Falle die beste. Es wird deshalb im zoologischen Garten alles getan, um die natürliche Aufzucht zu gewährleisten. Andererseits werden Tierkinder, die in freier Wildbahn verhungern müßten oder Feinden zum Opfer fielen, im Zoo liebevoll von ihren „Ersatzmüttern“, die in vielen Fällen auch männlichen Geschlechts sind, mit der Milchflasche aufgezogen. Damit wäre bereits eine Form der künstlichen Aufzucht genannt. Eine weitere ist die Ammenaufzucht. Hier werden die mutterlosen Jungtiere – bei denen es sich meistens um Nesthocker, wie junge Katzen- oder Hundartige handelt – einer artverwandten, säugenden Tiermutter angelegt. Diese nimmt dann die Adoptivkinder an Kindes Statt an und betreut sie wie ihre eigenen Jungen. Doch diese Form der Aufzucht ist wesentlich seltener als die Flaschenaufzucht.

Bei Vögeln lassen sich diese beiden Methoden selbstverständlich nicht anwenden. Hier muß der Pfleger ein Spezialfuttermisch bereiten, zu dem je nach Art unter

anderem gekochtes und zerkleinertes Ei, feine Fleischstückchen, Biskuit, Ameisenpuppen, Lebertran und andere Futterstoffe verwendet werden. Als kleine Kügelchen geformt, erhält dann der Jungvogel diese Nahrung vorsichtig in das Schnäbelchen eingestopft. Außerdem muß diesen Vögeln auch die Wärme zugeführt werden, die sie von ihren hundernden Eltern anfangs noch empfangen. Während der Brutzeit unserer einheimischen Vögel, im Frühjahr und Sommer, haben die Tierpfleger im Vogelrevier alle Hände voll zu tun, um die zahlreichen hungrigen Schnäbelchen der Vogelkinder zu stopfen, die hilflos von Tierfreunden gefunden und zur Betreuung im Zoo abgegeben wurden.

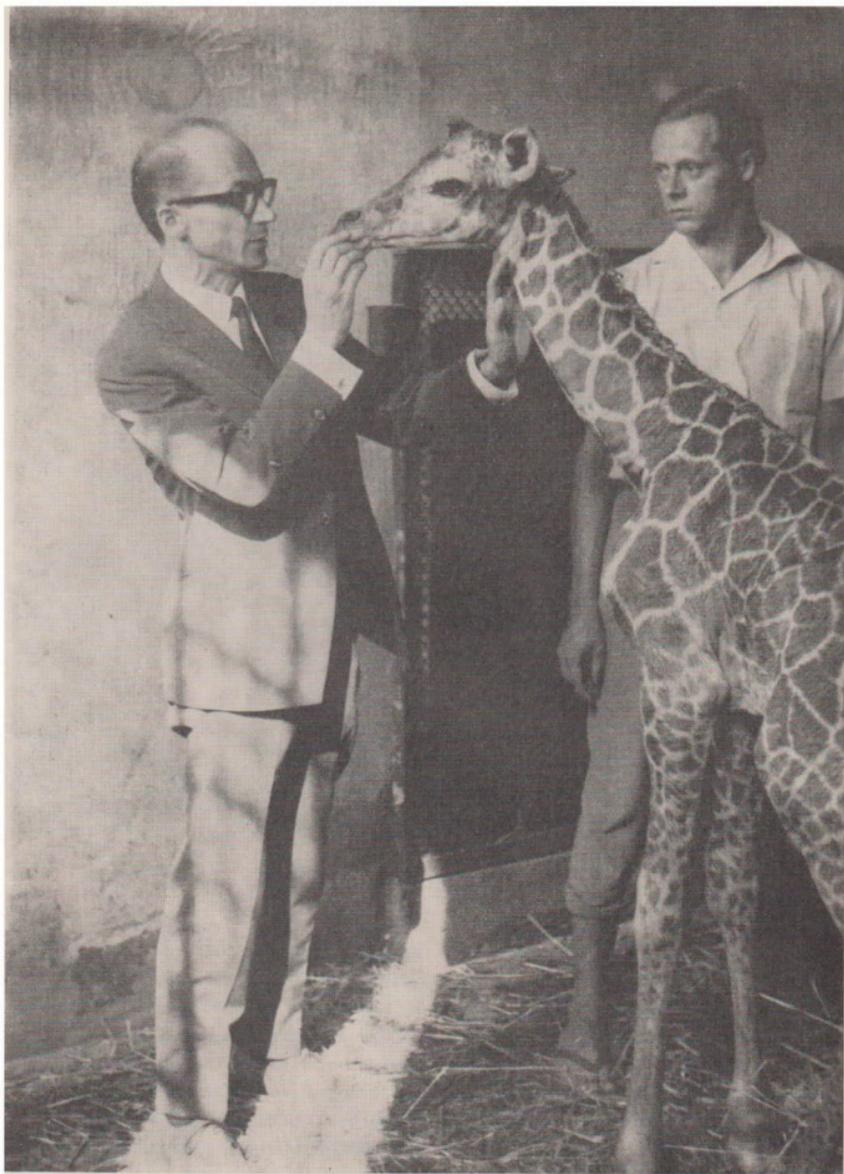
Durch die wenigen, vor der Zerstörung bewahrt gebliebenen Unterlagen und Mitteilungen aus dem Dresdner Zoologischen Garten wissen wir, daß schon kurz nach der Gründung des Zoos im Jahre 1861 junge Löwen und Tiger mit Milchflasche und Hundeamme aufgezogen werden mußten. Zur damaligen Zeit war bereits unser Zoo durch seine Raubtierzucht bekannt geworden. Erst viel später wurde er darin vom Leipziger Zoo, der jetzt nicht zu Unrecht die scherzhafte Bezeichnung „Löwenfabrik“ trägt, abgelöst.

Ein kurzer Auszug aus einem zeitgenössischen Bericht soll verdeutlichen, welche Probleme es bei der künstlichen Aufzucht von Raubkatzen im damals noch sehr jungen Dresdner Zoo gab. Weil sich bei einer Löwenmutter wieder der Fortpflanzungstrieb einstellte, „mußte man im zoologischen Garten die im August vorigen Jahres geworfenen Löwenzwillinge schon in den ersten Wochen von der Alten entfernen und, um sie vor der letzteren Mißhandlung zu schützen, in einem anderen Käfig unterbringen. In einem früheren derartigen Falle hatte man eine Hündin als Amme bestellt, der junge Löwe war jedoch dabei eingegangen. Man beschloß, diesmal die Tiere mit Kuhmilch mittels der Flasche aufzuziehen und bediente sich hierzu einer gewöhnlichen Kindertrinkflasche mit Gummisauger, welche die Tiere auch nach kurzem Widerstreben, sehr schnell willig und gern annahmen. Die Art der Fütterung, das Aufbäbeln, mit der wilden Löwennatur in der Idee so grell contrastierend, hatte was Komisches, und immer fanden sich zahlreiche Zuschauer zu diesem Lustspiele ein. Die Tiere, jungen Fleischerhunden nicht unähnlich, ließen ihr Spiel, liefen unruhig hin und her, wenn die Stunde der Fütterung kam, knurrten und winselten und richteten sich am Gitterwerk auf, wie die Hunde mit den Vorderpfoten bettelnd. Reichte ihnen dann der Wärter die Flasche, so legten sie sich ruhig hin, nahmen, ohne den Hals der zerbrechlichen Glasflasche durch irgend eine Töplelei zu gefährden, einer nach dem anderen den Sauger regelrecht in das Maul und ließen es sich wohlschmecken. Sie vertilgten zusammen täglich schließlich gegen neun Kannen Milch. Es muß dahinstehen, inwieweit die Milch frommer Denkartungsart der Löwennatur bekommt; bis jetzt, im achten Monat ihres Lebens, in welchem die Tiere bereits Kaninchenfleisch erhalten, haben sie sich ganz wohl dabei befunden.“

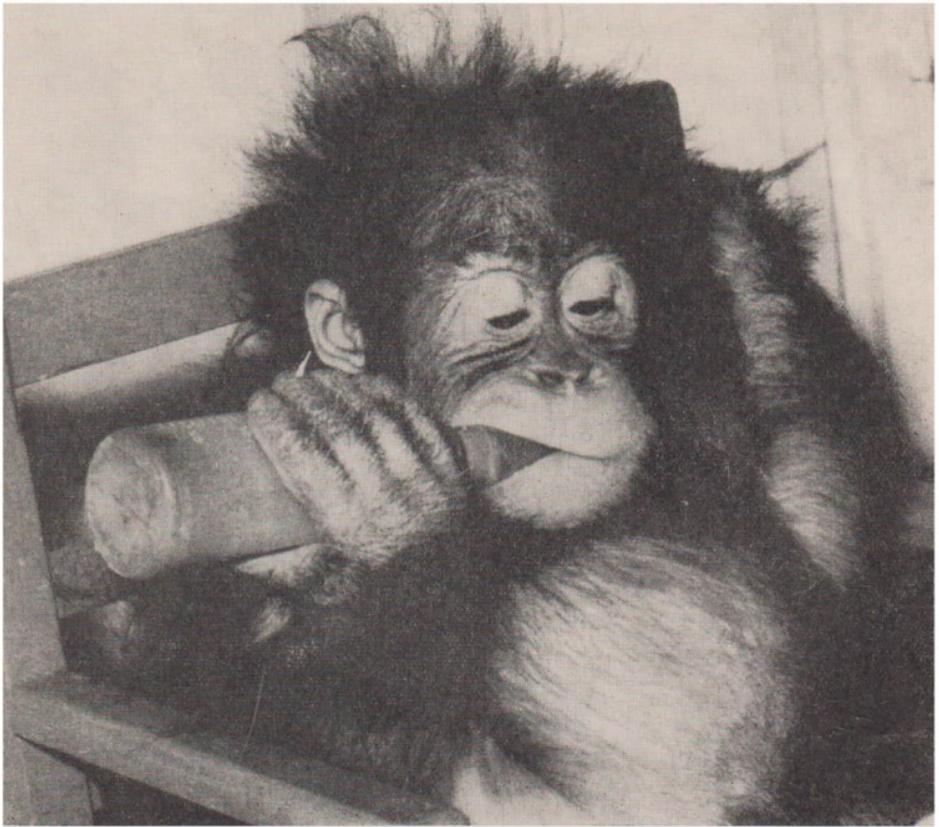
Auch jetzt beherbergt das Raubtierhaus unseres zoologischen Gartens einen Pflegerling, der mit der Milchflasche aufgezogen wurde. Es ist die nunmehr erwachsene Leopardin „Samba“. Sie kam im Alter von 3 Monaten als winziges kratzbürstiges Etwas direkt aus Afrika nach Dresden. Ein Zoofreund brachte „Samba“ von einer



Wenn Giraffen mit ihrem Kopf den Boden erreichen wollen, müssen sie die Vorderbeine weit spreizen



**Im Juli 1967 wurde ein Giraffenkind geboren, das aber leider nach 14 Tagen starb.
Die Mutter hatte es nicht angenommen, und die künstliche Aufzucht mißlang**



„Robin“ das Orang-Utan-Kind beim Frühstück

Dienstreise aus Guinea mit und machte sie unserem Zoo zum Geschenk. Sie gewöhnte sich bald sehr gut ein, wuchs und wurde kräftig. Noch lange Zeit durfte sie mit ihrem Ziehvater, Revierzootierpfleger Eck, an der Kette durch den Zoo spazieren. Selbst heute noch, „Samba“ ist inzwischen für solche Spaziergänge zu groß geworden, beweist sie die gleiche Anhänglichkeit wie einst als Flaschenkind.

Allen unseren Pfleglingen, die mit der Flasche aufgezogen wurden und nun erwachsen sind, ist ihre Entwicklung ohne Mutter nicht mehr anzumerken. Sie sind gesund und kräftig und unterscheiden sich in keiner Weise von ihren von der Mutter aufgezogenen Artgenossen.

Stellvertretend für die vielen erfolgreichen künstlichen Aufzuchten in den letzten Jahren sollen nur zwei genannt werden, weil sie, zumindest für Europa, erstmalig

gelangen. Die Aufzucht eines Klammeraffen und der zu den Halbaffen zählenden Spitzhörnchen oder Tupaias. Sie sind dem unermüdlichen Einsatz der Revierzootierpflegerin Nieselst zu danken.

Klammeraffenbaby „Pedro“ ist in Dresden – und nicht nur hier – kein Unbekannter geblieben. Als Erstgeburt wurde er von seiner Mutter nicht angenommen. So wurde er zum „Adoptivkind mit Familienanschluß“ bei seiner Pflegerin. Der enge körperliche Kontakt, den das Affenkind in der ersten Zeit nach der Geburt mit seiner Mutter hat, der auch für eine normale körperliche und seelische Entwicklung unerlässlich ist, mußte ersetzt werden. Das konnte nur geschehen, indem ihn seine „Pflegemutter“ Tag und Nacht am Körper trug. Das hatte manche Unbequemlichkeit und Mehrarbeit zur Folge. Doch aller Einsatz wurde durch das prächtige Gedeihen „Pedros“ aufgewogen. Am 12. August wird er sein drittes Lebensjahr beenden und bald werden ihm die „Kinderschuhe zu klein“ sein. Doch trotzdem wird „Pedro“ der Liebling vieler Zoobesucher bleiben.

Die kleinen Spitzhörnchen stehen am Beginn des Stammbaumes der Affen. Sie leben seit 1961 im Zoo. Schon mehr als ein dutzend Mal hatten sie hier Nachwuchs. Aber erst zweimal zog die Mutter ihre Kinder auf. Alle übrigen Würfe wurden von ihr vernachlässigt und die Jungen starben. Wenn die winzigen Jungen noch rechtzeitig in dem Wurfkästchen bemerkt wurden, konnte die künstliche Aufzucht versucht werden. Aber alle Versuche schlugen fehl. Doch blieben jedesmal die Jungen einige Tage länger am Leben, weil die neu gewonnenen Erkenntnisse des vorhergehenden Versuches verwertet wurden. Im Herbst vergangenen Jahres konnten die ersten drei Tupaias erfolgreich mit der „Flasche“ – in diesem Falle war es eine Pipette – aufgezogen werden. Als Nahrung erhielten sie unter anderem „Immergut“ und Kamillentee. Jetzt ist bereits ein zweiter Wurf herangewachsen. Inzwischen wurden auch im Leipziger Zoo, nachdem man von dort um Mitteilung unseres Aufzuchtverfahrens gebeten hatte, erfolgreich Tupaias künstlich aufgezogen.

Viele Beispiele und Namen könnten noch angeführt werden, weil jeder Tierpfleger, dem Jungtiere zur Betreuung anvertraut sind, alles Wissen und allen Ehrgeiz daran setzt, diese Tiere gesund aufzuziehen. Doch nachts ist kein Tierpfleger im Zoo. Aber auch dann müssen die Tierkinder ihre Flasche bekommen. Diese Aufgabe, die sehr wichtig ist, übernimmt Zootierinspektor Kiesling. Manche Stunde Schlaf wird dem Wohlbefinden und der gesunden Entwicklung der „Ziehkinder“ geopfert.

Tiere pflegen und für sie verantwortlich sein, setzt nicht nur eine große Liebe zum Beruf voraus, sondern verlangt auch Opfer an Zeit und Bequemlichkeit. Doch die Anhänglichkeit und die gesunde Entwicklung der Flaschenkinder beschert Freude und Genugtuung.

Dipl.-Biol. Winfried Gensch
Wissensch. Assistent

Erfolg bei den Guerezas

Bereits schon nach Ablauf des ersten Halbjahres kann der Zoo feststellen, daß keinerlei Nachwuchssorgen bestehen. Das Orang-Utan-Kind „Robin“, die jungen Klammeraffen, der kleine Brillenbär, die beiden Rotbüffelkälber, der Bisonsprößling, die Jungtiere bei den Elen-, Sitatunga- und Hirschziegenantilopen, allein bei der letzten Art sind es schon acht Geburten, bei den Beutelkindern der Roten Riesen- und Derbykänguruhs und das im Brutapparat geschlüpfte Emuküken gedeihen zur besten Zufriedenheit. Aber auch bei den zu den Zooraritäten zählenden Hulmans, den heiligen Tempelaffen Indiens, hat sich Anfang Mai die stattliche Gruppe um ein weibliches Jungtier vermehrt. Es ist nunmehr das fünfte Kind in dieser Großfamilie. Weil das alles fast ausschließlich seltene Tiere sind, erfüllt dieser Nachwuchs die Mitarbeiter des zoologischen Gartens doch ein wenig mit berechtigtem Stolz. Die geglückte Fortpflanzung ist nämlich Maßstab und Wertmesser für eine gute Haltung und Pflege der ihnen anvertrauten Tiere. Besondere Anerkennung findet die gute fachgemäße Betreuung dieser Zooinsassen noch dadurch, daß ein großer Teil von ihnen nur in provisorischen Unterkünften gehalten wird. Hieraus ergeben sich verständlicherweise erschwerte Pflegebedingungen, die jedoch bisher gut gemeistert wurden. Eine ganze Reihe von Anzeichen deuten darauf hin, daß in diesem Jahre noch mit einem sehenswerten Kindersegen zu rechnen ist.

Heimlich wünschten wir uns noch bei einer anderen seltenen und zu den schwierigsten Pfleglingen gehörender Tierart Nachwuchs. Seit sieben Jahren sind sie bereits im Dresdner Zoo und haben sich seitdem hier gut eingewöhnt. Während der vergangenen Monate zeigte das Weibchen ein etwas verändertes Verhalten, das eher auf den Zustand der guten Hoffnung als auf eine Krankheit schließen ließ. Typische Kennzeichen für eine Trächtigkeit waren mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Zweifel kamen auf, als ein neuartiger biologischer Schwangerschaftstest negativ verlief, wenn auch bei Affen mit den herkömmlichen Methoden und Präparaten in dieser Hinsicht bisher kaum zuverlässige Erfolge erzielt worden sind. Dennoch wurde das Experiment im wissenschaftlichen Interesse durchgeführt, zumal es dem Tier in keiner Weise schadete. Um so größer war die freudige Überraschung, als am Morgen des 26. April 1967 das Guerezaweibchen „Muschi“ ein kräftiges und lebhaftes Baby schützend und liebevoll an ihren Körper schmiegte. Es fiel sofort auf; denn im Gegensatz zu seinen schwarzen Eltern trägt das Jungtier ein schlohweißes Fell. Obwohl es ihre Erstgeburt war, zeigte Muschi einen gut ausgebildeten Brutpflegetrieb, stillte ihren Sprößling ausreichend und umsorgte ihn mütterlich, wie sie das auch heute noch tut. Das war mit großer Genugtuung unsererseits bereits am Geburtstage zu beobachten. Andernfalls wäre der Versuch einer künstlichen

Aufzucht wohl möglich, doch bei dieser Art wahrscheinlich mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen, obwohl die Revierzootierpflegerin Rosemarie Niesel bereits ausgezeichnete Erfahrungen und Erfolge in der künstlichen Aufzucht von Affen besitzt.

Das ist der Spitzenerfolg des Jahres 1967 und die erste Guereza-Geburt überhaupt in unserer Republik!

Nur in wenigen zoologischen Gärten werden Guerezaaffen – auch Colobusaffen genannt – wegen ihrer schwierigen Pflegeansprüche gehalten. Häufiger als bei anderen Affenarten treten mitunter Verluste ein. Daran gemessen ist der Haltungs- und Züchterfolg im Dresdner Zoo entsprechend hoch einzuschätzen. Soweit uns bekannt ist, gelang es bisher in Europa nur den Zoologischen Gärten in Basel, Westberlin und Frankfurt a.M. mit gleichem Erfolg aufzuwarten und die Jungtiere auch aufzuziehen.

Inzwischen hat sich der Guereza-Sprößling – ein Junge – sehr gut entwickelt. Im Alter von vier Tagen suchte die Mutter bereits mit ihrem am Körper sich festklammernden Kind das Außengehege auf, um sich vom warmen Sonnenschein bestrahlen zu lassen. Bereits am fünften Lebenstage begann der Kleine, bewegliche Gegenstände in seiner näheren Umwelt mit den Augen zu fixieren. Anfangs hielt die besorgte Mutter den Vater energisch vom Baby fern. Erst am zwölften Tage durfte er seinen Sohn behutsam für einen Moment anfassen. Und vom achtzehnten Tage an konnte sich schon der neugierige und nun mit seiner nächsten Umwelt vertraute Sprößling frei zwischen den Eltern bewegen. Bald wurde auch die Tierpflegerin in seinen Vertrautenkreis einbezogen, und mit drei Wochen kletterte der kleine Guereza-Sohn bereits selbständig – wenn auch noch etwas ungeschickt – am Gitter auf und ab. Die Mutter duldet es nun auch, daß ihre Betreuerin mit ihm spielt, wobei er zunächst immer nach dem Finger zu fassen versucht.

Den frühzeitigen vertrauensvollen Kontakt, den die Tierpflegerin zu Mutter und Kind aufnahm, darf man nicht als „sentimentale Spielerei“ betrachten. Er ist notwendig, damit bei eventuellen Erkrankungen oder Entwicklungsstörungen das Jungtier leichter behandelt und untersucht werden kann. Sobald es beginnt, feste Nahrung aufzunehmen, werden ihm aus der Hand der Pflegerin bevorzugte Leckerbissen dargeboten. Wenn tatsächlich einmal die Notwendigkeit bestehen sollte, bekommt der kleine Patient in der gleichen Art und Weise auch seine Medikamente verabreicht. Argwohn, Mißtrauen und Erregung können somit schon vorbeugend auf ein Minimum herabgesetzt werden, zumal gerade Affen in dieser Hinsicht sehr empfindlich reagieren. Wir wollen aber hoffen, daß dieser Fall niemals eintritt.

Nur zwei Tage nach seinen ersten Kletterversuchen lief der Sprößling schon am Boden umher und kroch mit Vorliebe zwischen das Blattwerk der grünen Zweige. Zusehends werden seine Bewegungen sicherer, und das Interesse an der Umwelt wächst von Tag zu Tag. Die Mutter läßt ihn aber noch nicht aus den Augen. Es ist erstaunlich, wie schnell das Jungtier wächst und selbständig wird.

Eigentümlicherweise schritt unser Guereza-Paar erst im Alter von etwa zehn Jahren zur Fortpflanzung, obwohl mit großer Wahrscheinlichkeit die Geschlechtsreife schon drei oder vier Jahre früher beginnt. In der Wildbahn leben die Guerezas in



Drei beachtliche Zuchterfolge des Dresdner Zoologischen Gartens:
das Orang-Utan-Kind „Robin“ (oben links), ein junger Guerezaaffe (oben rechts) und wenige Wochen alte Tupuyas,
auch Spitzhörnchen genannt, die mit der Milchflasche aufgezogen wurden

kleinen Herden von meist acht bis fünfzehn Tieren. Möglicherweise bringen sie dort in ihren „Kommunalehen“ – das sind die Sexualbeziehungen in Tierverbänden ohne ausgeprägter Rangordnung – infolge stärkerer gegenseitiger Stimulation schon früher Kinder zur Welt. Wir sind jedoch zuversichtlich, daß die „Familienplanung“ unseres Paares für die kommenden Jahre noch einige Sprößlinge vorsieht.

Weshalb werden die Guerezaaffen als biologisch interessant bezeichnet und was macht sie für die Zoobesucher so attraktiv?

Die Guerezas, Gattung *Colobus*, zählen zur afrikanischen Gruppe der Schlankaffen, die in mehreren Arten Urwaldgebiete zwischen der mittleren Ost- und Westküste Afrikas bewohnen. Über ihre Lebensweise in freier Wildbahn war bis nach 1945 verhältnismäßig wenig bekannt. In seiner Dissertationsarbeit trug Prof. Dr. Ullrich wesentliche Erkenntnisse speziell zur Biologie und Soziologie der Colobusaffen bei.

Die Daumen der Colobusaffen sind – wie es ähnlich bei den südamerikanischen Klammeraffen noch vollständiger der Fall ist – nahezu bis auf einen kleinen Stummel zurückgebildet. Daher werden sie mitunter auch als Stummelaffen bezeichnet. Der verkümmerte Daumen kann zum Umfassen stärkerer Äste nicht mehr benutzt werden, weshalb sie sich auf den Bäumen fast nur schwingklettern, jedoch auch sehr geschickt, fortbewegen. Abwärts lassen sie sich von Zweig zu Zweig springend fallen.

Ihre Ernährungsweise nimmt eine Sonderstellung ein. Vorwiegend suchen sie die Blätter verschiedener Baumarten, wovon wegen ihres geringen Nährstoffgehaltes große Mengen verzehrt werden. Die Futtermittellieferung der Guerezas in den Zoos unserer Klimazone bereitet daher im Winter gewisse Schwierigkeiten, da sie täglich frisches Grünzeug beanspruchen. Mitunter wird für diese Jahreszeit im Sommer frisches grünes Laub – vorzugsweise auch Rosenblätter – tief eingefroren, um es dann während der kalten Monate wieder aufgetaut als „Feinfrostgemüse“ verabreichen zu können.

Demgemäß sind auch die Verdauungsorgane ausgebildet. Zum Zerkauen und Zermahlen der zähen Pflanzenkost besitzen die Backenzähne Querkämme. Die Backentaschen vieler anderer Affenarten fehlen hier. Ebenso ist der Magen ganz auf den Aufschluß der faserstoffreichen Nahrung eingestellt. Er zeigt ähnlich wie bei den Wiederkäuern eine dreikammrige Unterteilung. Und vielleicht – zumindest bis zu einem gewissen Grade – finden auch dort annähernd gleiche verdauungsphysiologische Vorgänge statt. Die verwandten Nasenaffen sollen sogar in geringem Maße wiederkäuen können. Nach der Nahrungsaufnahme werden häufig weniger angenehm riechende Verdauungsgase aufgestoßen.

Die schönsten von allen Colobusaffen sind die Bergguerezas, wie wir sie auch im Zoologischen Garten Dresden besitzen. In den Bergurwäldern Ostafrikas, wo sie auch an den höheren Hängen des Kilimandscharo und Meru vorkommen, liegt ihre Heimat. Ihr schwarzes Gesicht ist von einer weißen Maske umrahmt. Am auffälligsten hebt sich jedoch die lange weiße Flankenmähne ab, die in einem noch längeren buschigen ebenso weißen Schweif ihre Fortsetzung findet. Im Gegensatz dazu wird der Körper von einem tiefschwarzen Fell bedeckt.

Das prächtige kontrastreiche Haarkleid ist leider vielen Hunderttausenden, ja sogar Millionen von Guerezas im vergangenen Jahrhundert, sogar noch bis vor wenigen Jahrzehnten zum traurigen Verhängnis geworden. Bei zahlreichen Volksstämmen fanden die schönen Felle als auserkorener Schmuck Verwendung. In der alten abessinischen Hauptstadt Gondare hatte z. B. ein Fell den Wert von fünf bis sechs fetten Schafen. Als jedoch die Mode in Amerika und Europa das ansprechende Haarkleid entdeckte, begann ein furchtbarer Massenabschuß und ein grausames Abschlachten der Guerezas. Allein im Jahre 1892 kamen 175 000 Felle auf den europäischen Markt! Im Pelzhandel wurden die Felle als Seiden- oder Scheitelaffe bezeichnet. Glücklicherweise stehen heute die Colobusaffen unter Schutz. Wenn auch hierbei leider noch keine volle Wirksamkeit erreicht worden ist, so dürften doch wenigstens die schönen Tiere vor der Ausrottung bewahrt bleiben. Der zoologische Garten beabsichtigt, seine Guereza-Gruppe zu vergrößern, die im neubauten Affenhaus eine bessere Unterkunft finden wird.

Gotthart Berger
Wissensch. Oberassistent

Quarantäne im Zoo

Vom Eintreffen unseres Breitmaulnashornpaares Mtanda und Maguda bis zum Zeitpunkt seiner Übersiedlung in die erweiterte und modernisierte Nashornabteilung des Elefantenhauses erreichten uns immer wieder telefonische und briefliche Anfragen, warum denn die Zoobesucher diese beiden Neukömmlinge nicht sehen können. Diese Frage ließ sich leicht beantworten: Beide Nashörner mußten erst die für alle neu importierten und frisch gefangenen Wildtiere gesetzlich vorgeschriebene Quarantänezeit getrennt von anderen Zooinsassen verbringen. Warum nun müssen Zootiere erst eine Quarantäne durchmachen, ehe sie zu ihren „alteingesessenen“ Artgenossen kommen bzw. den Besuchern gezeigt werden können? Vor allem in tropischen Ländern gibt es eine Anzahl von gefürchteten Krankheiten, die sowohl von dort ehemals nicht heimischen Haustieren auf Wildtiere als auch umgekehrt übertragen werden können. Oft sind es blutsaugende Insekten, wie die Tsetsefliege, durch die die Krankheiten ausgebreitet und mitunter ganze Landstriche verseucht werden. Die Fliegen lassen sich auf einem kranken Tier nieder, bohren ihren Saugrüssel durch die Haut in die feinsten blutleitenden Gefäße und nehmen mit dem aufgesaugten Blut gleichzeitig die Krankheitserreger auf. Ein erneuter Saugvorgang bei einem gesunden Tier führt zur Ansteckung desselben, und so verbreitet sich die Krankheit immer mehr. Es gibt aber auch andere Möglichkeiten, um solche Krankheiten zu verschleppen. So können unter anderem Harn, Kot und Speichel ausgeschiedene Erreger beherbergen. Gesunde Tiere kommen mit diesen Ausscheidungen in Berührung und erkranken. Zwei der bedeutendsten Krankheiten in Afrika sind die Naganaseuche, deren Erreger denen der gefährlichen tropischen Schlafkrankheit verwandt sind, und die Rinderpest.

Die Naganaseuche wird von der Tsetsefliege meist von Wildtieren auf Haustiere übertragen. Während die infizierten Haustiere erkranken und verenden, zeigen die Wildtiere keinerlei Krankheitsanzeichen. Ihr Körper hat sich im Laufe von Jahrtausenden an diese Krankheitserreger im Blut – winzig kleine Einzeller – gewöhnt und kann sie ertragen. Deshalb ist eine Haustierhaltung in manchen Gegenden Afrikas kaum möglich. Planvolle Hege, verbunden mit planvollem Abschub der Wildtiere könnte trotz der fehlenden Haustierhaltung genügend Fleisch liefern, um die Bevölkerung damit zu versorgen. Die Rinderpest jedoch befällt sowohl Haustiere als auch Wildtiere. Manche Landstriche Afrikas sind durch diese furchtbare Krankheit vollkommen ihres einst so reichhaltigen Wildbestandes beraubt worden. Damit diese und zahlreiche andere Krankheiten – erinnert sei nur an die ebenso gefährliche Maul- und Klauenseuche der Paarhufer – durch Importe von Haus- und Wildtieren nicht nach Europa eingeschleppt werden, erläßt jeder Staat entsprechende

Verordnungen und Gesetze, die besondere Quarantänemaßnahmen vorschreiben. Die Quarantäne dauert jeweils so lange, wie die vermutbaren Krankheiten benötigen, um sichtbar zu werden. Meist gesellt man den importierten Tieren – vor allem, wenn es sich um landwirtschaftliche Nutztiere handelt – einheimische Kontrolltiere zu, die für diese Krankheiten besonders anfällig sind. Bleiben diese Tiere in dem vorgeschriebenen Zeitraum gesund, dann sind die Neuankömmlinge ebenfalls gesund, und die Quarantäne kann beendet werden. Manche tropischen Krankheiten können auch in unserem Klima nicht wirksam werden, weil die Überträger, beispielsweise die Tsetsefliege, hier nicht vorkommen.

Wir könnten eine der interessantesten Rinderrassen, die in Rwanda und Burundi heimischen Watussirinder, nicht in den europäischen zoologischen Gärten bewundern, wenn nicht eine Tierhandelsfirma eine bis dahin ungewöhnliche Quarantänestation eingerichtet hätte. Auf einem Schiff, das etwa einen Kilometer vor dem Hafen Hamburgs vor Anker lag, wurden Ställe eingerichtet. Die Watussirinder wurden in diesem „schwimmenden Rinderstall“ untergebracht und so auf dem Meere einer lang andauernden Quarantäne unterzogen. Auch die Pfleger, die die Tiere betreuten, durften während der Versuchszeit das Schiff nicht verlassen. Das Blut der Rinder wurde nicht nur von Tierärzten mikroskopisch auf Krankheitserreger untersucht, sondern es wurden einige europäische Hausrinder als Kontrolltiere mit auf dem Schiff gehalten. Man spritzte sogar diesen Hausrindern Blut der afrikanischen Watussirinder ein, um ganz sicher zu sein, daß sie keine Krankheitserreger in sich tragen, die ihnen selbst nicht gefährlich werden können, bei europäischen Rindern aber die Krankheit zum Ausbruch bringen. Auch dieser Test verlief negativ. Es kam zu keiner Erkrankung. So konnten sie ihre Reise in die zoologischen Gärten antreten. Alle in Zoos gehaltenen Watussirinder – auch unsere Dresdner – stammen somit von diesem einmaligen Import ab.

Doch ist diese Form der Quarantäne für Zootiere nicht einmalig geblieben. Zu Beginn dieses Jahres wurde bekannt, daß durch einen Unglücksfall auf einer ebenfalls schwimmenden Quarantänestation einer holländischen Tierhandelsfirma im Bremer Industriefafen eine Anzahl von Antilopen und Gazellen ums Leben gekommen sind. Sie waren für amerikanische Zoos bestimmt und sollten auf dem Schiff sechs Wochen lang in Quarantäne bleiben.

Eine Krankheit, die hauptsächlich die Rinder- und Schweinebestände bedroht, aber auch vor Zootieren nicht haltmacht, ist die bereits erwähnte Maul- und Klauenseuche. Für den Import und die anschließende Quarantäne von Zootieren bestehen deshalb ebenfalls besondere veterinärpolizeiliche Bestimmungen. Bis jetzt ist jedoch noch kein Fall bekannt geworden, wo zoologische Gärten zum Ausgangspunkt für Maul- und Klauenseuche-Erkrankungen wurden. Wohl aber mußten manche Zoos vorübergehend ihre Porten schließen, um ihren wertvollen Tierbestand nicht der Gefahr einer Infektion auszusetzen. So die Zoos von Leipzig, Halle und Zürich.

Da nun unsere beiden neu eingetroffenen Breitmaulnashörner eine weite Reise mit dem Schiff von Südafrika bis Antwerpen und von da mit der Bahn direkt bis Dresden hinter sich hatten, mußten sie also die Quarantäne im Zoo absolvieren. Da unser Zoo zur Zeit noch nicht über eine spezielle Quarantänestation verfügt – sie wird



Elenantilopen

einmal später auf dem Gelände des jetzigen Wirtschaftshofes untergebracht sein –, wurde eine provisorische Quarantäneunterkunft geschaffen. Ein kleines Gebäude, das einige Jahre lang der Vogelwiese auf dem Zoogelände als Trafostation diente, wurde als Quarantänestall für die Nashörner umgebaut und kann auch später gleichen Zwecken dienen. Beide Tiere waren laufend unter tierärztlicher Kontrolle. Wie bei allen neu eingetroffenen Zootieren wurde ihr Kot auf Magen- und Darmparasiten untersucht; denn die meisten Tiere leiden unter diesen lästigen Mitbewohnern. Nach mehreren Wurmkuren waren sie davon befreit. Schon in der Quarantäne schlossen Mtandane und Maguda enge Freundschaft. Heute tummeln sich beide auf der Freianlage am Elefantenhaus, entweder sich mit Genuß in der Suhle wälzend oder sich mit den Hörnern Scheingefechte liefernd.

Im Sommer dieses Jahres erfuhr die Menschenaffensammlung unseres Zoos eine weitere Bereicherung und Komplettierung. Für die bereits vorhandenen beiden Orang-Mädchen Uschi und Emmi traf ein drei bis vier Jahre alter Freier ein. Auch Ringo – so heißt der Orang-Jüngling – mußte vorerst einmal in Quarantäne, ehe er Spielgefährte der beiden Orang-Mädchen werden darf. Ringo lebte zwar schon einige Zeit in einem Zoo, doch ist das keine Gewähr dafür, daß er nicht doch schlummernde Krankheitskeime in sich trägt. Gerade Menschenaffen sind sehr anfällig für verschiedene Krankheiten, die auch den Menschen befallen. So wird durch eine Röntgenaufnahme Klarheit darüber geschaffen, ob Ringo frei von Tuberkulose ist. Kotuntersuchungen geben ein Bild über den Parasitenbefall. Erst wenn er völlig wurmfrei und auch sonst frei von Krankheiten ist, darf er Freundschaft mit Uschi und Emmi schließen. Auf die munteren Spiele dieser drei Affenkinder im geräumigen Außenkäfig dürfen sich die Zoofreunde schon jetzt für das nächste Frühjahr freuen. Der gesamte Komplex der Quarantäne im Zoo – der hier nur in einigen wenigen Punkten angerissen werden konnte – erstreckt sich auch auf Erkrankungen innerhalb des Zoos, die die Isolierung eines Tieres erfordern, um andere nicht zu infizieren. Bei solchen Erkrankungen hat der Pfleger keinen Kontakt zu anderen Kollegen. Er trägt spezielle Arbeitskleidung, unterliegt strengen Desinfektionsvorschriften und kommt nicht mit gesunden Tieren in Berührung. Durch solche Maßnahmen wird ein Übergreifen der Erkrankung auf gesunde Tiere verhindert.

Bei modernen Zoos, die über eigene, vom Zoogelände abgetrennte Quarantänestationen verfügen, gelten die gleichen strengen Bestimmungen. Auch unser Zoo wird einmal über eine modern eingerichtete Quarantänestation verfügen. Wie wichtig solche Einrichtungen für zoologische Gärten sind, zeigt die Tatsache, daß als erster Bauabschnitt eines neuen Zoos in Budapest mit dem Bau einer Quarantänestation begonnen wurde.

Im Interesse der Gesunderhaltung unserer Zootiere und auf Grund bestehender Gesetze zur Vermeidung ansteckender Tierkrankheiten läßt es sich auch in Zukunft nicht umgehen, verschiedene neu eingetroffene Tiere in Quarantäne zu nehmen. Während dieser Zeit müssen sie für unsere Zoobesucher „unsichtbar“ bleiben.

Dipl.-Biol. Winfried Gensch
Wissensch. Assistent

Ein Bärenfang mit bloßen Händen – vor 8000 Jahren

Die zur Zeit in Anatolien durchgeführten Grabungen des British Institute of Archaeology in Ankara unter Leitung von James Mellaart haben bereits in den vergangenen Jahren viele Funde gebracht, die unser Geschichtsbild wesentlich veränderten.

Mellaart hat auf der Hochebene von Konya, dem alten Iconium, einen bisher einzigartigen Ruinenhügel entdeckt, dessen Namen in Zukunft sicher in zahlreichen größeren und kleineren Publikationen zu den verschiedenen Bereichen der Orientwissenschaften auftauchen wird, „Chatal Hüyük“ – der „Doppelhügel“. Dieser Siedlungsplatz des Altertums liegt in einer gut bewässerten Ebene, die noch heute als das Kernstück kleinasiatischer Landwirtschaft gilt. Es handelt sich im Grunde genommen um zwei Ruinenhügel, deren jüngerer im frühen 4. Jahrtausend v.u.Z. endgültig verlassen und deren älterer bereits zwei Jahrtausende zuvor zerstört wurde. Seine frühesten Siedlungsschichten reichen bis in das frühe 7. Jahrtausend v.u.Z. zurück. In diesen Perioden, in denen Europa noch tief im „Mesolithikum“ – einer Zeit einfacher Jägerwirtschaft – steckte, blühten in Kleinasien bereits Ackerbaukulturen. Die bedeutendste Siedlung jener Zeit, die wir bisher kennen, ist eben dieses Chatal Hüyük.

Besondere Bedingungen erhielten in diesem Hügel unerwartete Kulturgüter: Gewebe, Körbe, Holzarbeiten und vor allem Wandmalereien, in den vielen Tempeln dieser uralten Siedlung. Diese Tempel lagen inmitten der Wohnhäuser und waren nur durch ihre künstlerische Gestaltung und Einrichtung von den Häusern unterschieden. Sie waren zumeist der Fruchtbarkeitsgöttin geweiht. Einige Wandmalereien jedoch verraten deutlich die Stärke noch bestehender Jagdkulte in einer Ackerbau- und Viehzucht treibenden Gemeinschaft. Zu diesen gehört der Wandschmuck eines Tempels, der um 6000 v.u.Z. entstanden ist.

Die Wandbilder stellen Tänze und Tierkultszenen dar, die uns neue Aufschlüsse über die frühe Religion geben. Unter ihnen ist vor allem ein kleines Teilbild von Interesse (Abb. 1). Es zeigt fünf Menschen mit einem offenbar noch lebenden Bären beschäftigt. Ein Mann packt das Tier von hinten. Ein zweiter Jäger wirft sich von oben auf das Tier, vor dem ein Mensch sitzt. Drei andere eilen mit eigenartigen gekrümmten Geräten herbei. Der Sinn der Geräte bleibt dunkel. Waffen, zumindest für die Bärenjagd taugliche Waffen, sind es nicht. Es könnte sich höchstens um Wurfhölzer handeln – aber was sollen diese bei einem Bären? Vielleicht sind es Rasseln oder Hörner. Das Fehlen der Waffen spricht für den kultischen Charakter der Handlung, den schon der Ort nahelegt, an dem es aufgefunden wurde. Unterstützt wird diese Deutung durch die Tatsache, daß auch die anderen Wandbilder Waffenlose an



Linke Seite:

- Bärenfang vor 8000 Jahren, Wandbild aus Chatal Hüyük, Anatolien. Nach J. Mellaart. *The Teasing of the Great Beasts from Chatal Hüyük*. In: *The Illustrated London News*, 11. 6. 1966, S. 24—25 (Ausschnitt).
- Junger Bär in Gefangenschaft von Ainu-frau gesäugt, 19. Jahrhundert. Nach L. Frobenius, *Völkerkunde in Charakterbildern*, II, 1902, Fig. 119.
- Bärenmensch — maskierter Schamane, *La Marche*, nach L. F. Zoltz, *Bärenkult?* In: *Forschungen und Fortschritte*, 32. Jahrgang, 11, S. 343—347, Abb. 1.
- Bärenjagd, Schieferplatte aus Pechialet, Dordogne. Nach K. Sätzle, *Tier und Mensch, Gottheit und Dämon*, München 1965, S. 14.



Rechte Seite:

- Bärenjagd bei den Ainu, Erlegung der Bärin und Fang des Jungtiers. H. Haas, *Bilderatlas zur Religionsgeschichte*, Lief. 8, *Die Ainu und ihre Religion*, Leipzig in Erlangen 1925, Abb. 79



Wildtieren zeigen. Die Opfer sind in den anderen Fällen Eber, Hirsche, Wildstiere und Onager.

Die Tiere werden gehalten und übersprungen – eine kultische Sportübung, die unter anderem Jahrtausende später auf Kreta wiederkehrt. Während jedoch Stier-, Eber- und Hirschkulte in Altvorderasien nicht selten nachweisbar sind, steht das Bärenbild allein. Seine nächsten Parallelen finden sich in Sibirien und auf Nordjapan. Hier blühte bei Tschuktschen, Golden und vor allem bei den Ainu bis in unser Jahrhundert ein Bärenkult (Abb. 2–3). Hierbei wurden jung erbeutete Bären und unter Anteilnahme der ganzen Gemeinschaft verzehrt. Archäologische Hinweise aus Nordeuropa lassen diesen Bärenkult bis in das 2. Jahrtausend v. u. Z. zurückverfolgen, und dann fehlten uns bisher die Quellen, den gewaltigen Zeitraum bis zu den Bärenkulten der letzten Eiszeit zu überbrücken. Höhlenfunde in den Alpen und den deutschen Mittelgebirgen belegen bereits für den Neandertaler rituelle Beisetzungen von Bärenschädeln, die auf gewisse Kulte um diese gewaltigen Beutetiere schließen lassen. Höhlenmalereien (Abb. 5) und Tonplastiken des Jungpaläolithikums aus Spanien und Südfrankreich belegen die Fortdauer dieses Kultes. (K. J. Narr, Bärenzeremoniell und Schamanismus in der Älteren Steinzeit Europas. In: *Saeculum*, X, Freiburg/München, 1959, S. 21–37.) Am nächsten kommt der Wandmalerei von Chatal Hüyük ein Ritzbild auf einer Schieferplatte aus Pechialet, Dordogne (Abb. 4). Darauf greifen zwei Männer, allem Anschein nach unbewaffnet, einen Bären an. (Allerdings erweckt die Art der Zeichnung einigen Verdacht, ob nicht vielleicht eine Fälschung vorliegt?)

Das neuentdeckte Wandbild schließt nun die Lücke und leitet zu den Bärenkulten der Neuzeit über. Es läßt vermuten, daß der Fang lebender Bären mit bloßen Händen als kultisch verbrämte Mutprobe schon uralte ist. Er gehörte noch Ende vorigen Jahrhunderts zu den Bestandteilen des Bärenfestes der Giljaken in Sibirien. Leo Frobenius schildert diesen gefährlichen Bestandteil des Bärenkultes nach einer Behandlung der Aufzucht des jung gefangenen Tieres (L. Frobenius, *Völkerkunde in Charakterbildern*, II, Hannover 1902, S. 196):

„Da man sich nun, wenn das Tier vollerwachsen ist, auf die ihm um den Hals geworfene Riemenschlinge allein nicht verlassen darf, so springt jetzt ein Giljake mit gespreizten Beinen vor den Bären, faßt ihn an den Ohrwurzeln und drückt ihm den

Kopf gegen den Erdboden. Dasselbe tun gleichzeitig zwei andere mit Holzstangen bewaffnete Giljaken mit seinen Vordertatzen, und nun springt einer dem Vieh auf den Rücken, setzt sich rittlings auf dasselbe und legt ihm ein Halsband an.“

Auch vor dem Bären des Chatal Hüyük-Bildes sitzt ein Mann mit gespreizten Beinen und ein anderer springt auf den Rücken des Tieres. Daß die erwähnten Holzstangen fehlen können, und man sich auch waffenlos an den Bären wagte, zeigt ein weiterer Bericht von Frobenius (a.a.O., S. 198/199) über die Fesselung des aus dem Käfig geholten Bären: „Während der Zug außerhalb des Hauses hielt, würden alle zur Ausführung des Stückes erforderlichen Schnüre und Riemen fertig gelegt. Den Augenblick wahrnehmend, da das mächtige Tier sich ganz aufgerichtet hatte, warf sich ein Giljake ihm von vorn um den Hals und umklammerte es, so fest er konnte. Im selben Moment fesselte ihn ein zweiter die Schnauze.

(S. 200) Gleichzeitig griffen mehrere andere das Tier von hinten an, zogen ihm mit der Schlinge die Hinterbeine vorweg und hielten sie an den Boden gedrückt zurück. Der Bär fiel auf die Vordertatzen nieder, aber hier war auch ebenfalls sogleich einer bereit, ihm diese mit einer Stange gegen den Boden zu drücken und in Fesseln zu schlagen. So war das Tier durch rasches und einmütiges Einschreiten in einem Augenblick vollständig entwaffnet und gefesselt. . .“ Frobenius betont hierbei ausdrücklich (S. 198): „Hier aber konnte der Bär einen völligen freien Gebrauch von allen vier Extremitäten und dem Gebiß machen.“

Diese Schilderungen lassen vermuten, daß das Chatal Hüyük-Bild ein ähnliches Ritual wiedergibt. Es besteht keine Möglichkeit festzustellen, ob dieser Bär vielleicht gleichfalls als Jungtier gefangen und aufgezogen wurde. Es liegt jedoch nahe, das bei der verhältnismäßig friedlichen Haltung des Bären zwischen den Menschen anzunehmen. Vielleicht kommen wir hiermit der alten Annahme des kultischen Ursprungs der Tierhaltung wieder insofern nahe, als auch dieses Bild von einer vielseitigen Haltung lebend erbeuteter Jagdtiere in kultischer Form – natürlich aus ökonomischer Ursache – in der Frühzeit kündet.

Dr. habil. B. Brentjes

Die Großanlage – ein Bestandteil des modernen zoologischen Gartens

Vorläufer der zoologischen Gärten sind in Europa die Bärengräben. Sonnenstrahlen drangen kaum bis zum feuchtschmierigen Boden hinab. Kein Luftzug, keine Wärme – ein Gefängnis. Hin und wieder erschienen am Grubenrand einige Gesichter und schauten sich ohne eine Regung von Mitleid die eingesperrten, oft auch für Schaujagen vorgesehenen Wildtiere an.

Ortsbezeichnungen oder Straßennamen wie „Hirschgraben“, „Zwinger“ usw. erinnern uns an diese frühe Form der Wildtierhaltung. Die Befestigungswälle der mittelalterlichen Städte, später oft für die Haltung von Hirschen, Bären und Löwen verwendet, sind längst eingeebnet. Die Städte wuchsen über sie hinweg. Auch die Menagerien der absolutistischen Herrscher brachten für das Wildtier keine bedeutende Verbesserung. Als das Bürgertum seine zoologischen Gärten gründete, war ihre Blütezeit längst vorüber. Schon war die Absperrmauer vom Eisengitter verdrängt.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte eine neue Entwicklung der Absperrmittel ein: Carl Hagenbeck verwirklichte seine Idee der gitterlosen Panorama-Freianlage in Hamburg-Stellingen. Natürlich konnte er die räumliche Trennung zwischen Mensch und Tier im Zoo nicht aufgeben. Er führt aber das Tier dem Menschen optisch entgegen. Er nützt die alte Tiergrube des Mittelalters und ändert ihre Funktion. Er verwandelte sie in den Absperrgraben und entwickelt dazu zwei Varianten: den Trocken- und den Wassergraben. Durch diese Gräben konnte er nicht nur den Menschen vom Tier, sondern auch verschiedene, gegenseitig unverträgliche Tierarten voneinander trennen.

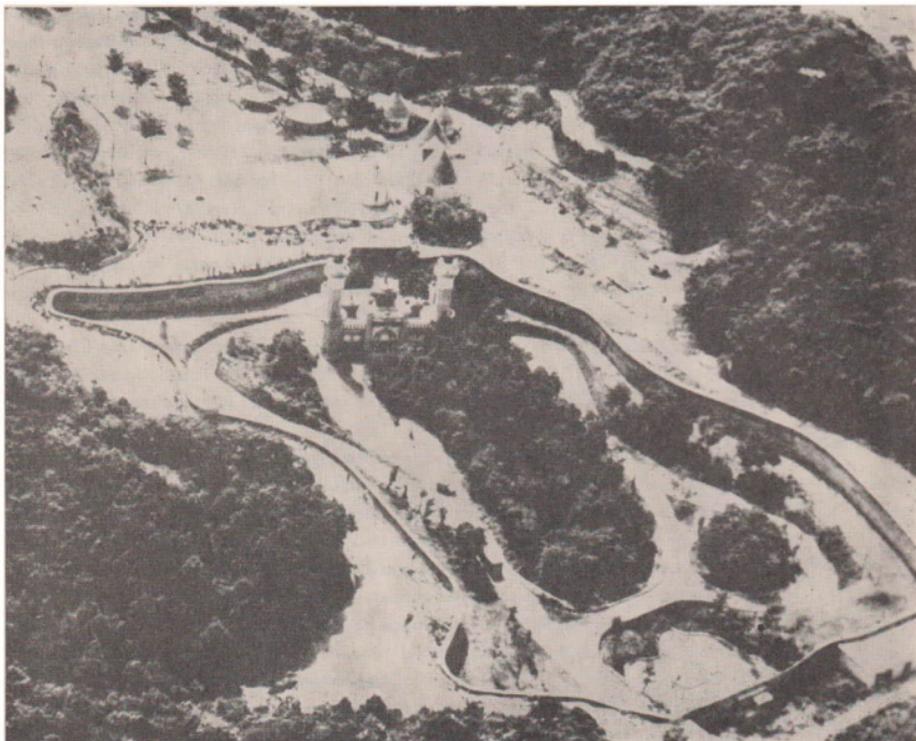
Für den Beschauer war es ein großartiges Erlebnis, neben Löwen und Elefanten auch Antilopen und Strauße sich frei bewegen zu sehen. Die Trennung der Anlagen durch tiefliegende Absperrgräben nahm er nicht wahr. Für ihn war es ein Ausschnitt aus der freien Wildbahn.

Carl Hagenbeck staffelt die Anlagen terrassenförmig. Im Zentrum der Großanlage türmt sich ein künstlicher Felsen aus Beton und Stahl auf. In seinem Innern befinden sich die Stallungen. Rings um den Felsen finden wir Landschaftsbilder: das Eismeer-Panorama mit seinen Eisbären, Robben und Pinguinen oder das Afrika-Panorama mit den Straußen, Gnus, Flamingos und Löwen. Sie zeugen noch heute von der Großartigkeit Hagenbeckscher Gedanken. Diese neue Auffassung von der Tierhaltung ergänzte Hagenbeck noch durch die allmähliche Eingewöhnung des Wildtieres in unserem mitteleuropäischen Klima. „Ich wollte“, führt Hagenbeck in seinen Erinnerungen aus, „den Tierliebhabern an einem großen, praktischen und dauernden Beispiel zeigen, daß es gar nicht nötig ist, luxuriöse und kostspielige Gebäude mit großen Heizanlagen einzurichten, um die Tiere am Leben und gesund zu er-

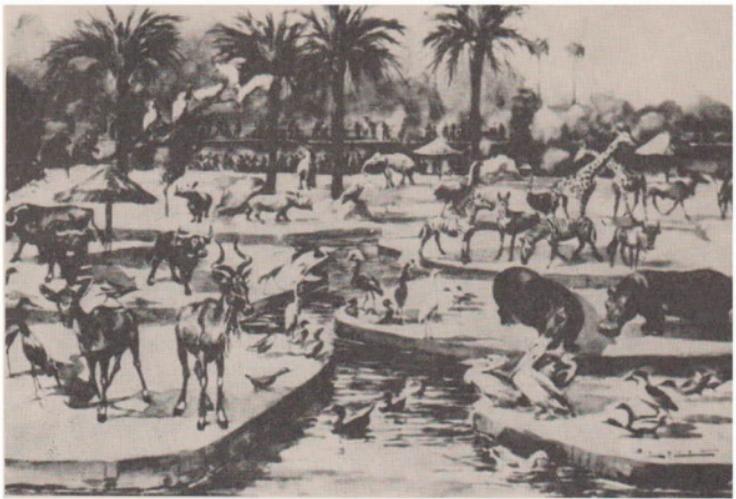
halten, sondern daß der Aufenthalt in frischer Luft und die Gewöhnung an das Klima eine weit bessere Gewähr für die Gesunderhaltung der Tiere bedeutet.“

Hagenbeck trägt aber auch zur Veränderung der Tier-Mensch-Beziehung maßgeblich bei. Oft konnte man Carl Hagenbeck mitten unter seinen Löwen in der Löwenschlucht sehen. Reichlich 50 Jahre später nehmen neue Ideen Einfluß auf die Gestaltung der zoologischen Gärten. Interessant ist jedoch, daß die „Hagenbeck-sche Richtung“ immer wieder Verwendung findet.

1963 stellte der Zoologische Garten Barcelona seine neue Großanlage „Gran Fauna Afrika“ den Besuchern vor. Er verzichtet auf das unnatürliche Felsmassiv im Zentrum. Die Afrikaanlage mißt in der Länge 120 Meter und in der Breite 102 Meter. Sie ist in acht Abteilungen unterteilt. Wir finden in den einzelnen Abteilungen vorwiegend Tiere gleicher geographischer Verbreitungsgebiete. Der Wassergraben trennt auch hier wieder die Unverträglichen. Die Tierstallungen umgeben die Freianlagen. In modernen, stallhygienisch einwandfreien Zoo-Tier-Wohnungen sind die



Der Löwenpark des Tama-Zoos, der von den Besuchern nur mit einem Bus befahren werden darf



Die Gehege der Gran Fauna Afrikana

Bewohner der Afrikaanlage untergebracht. Die Dächer der Stallgebäude sind als Terrassen ausgebildet. Von dort aus übersieht der Zoobesucher die gesamte Anlage mit den Flußpferden, Giraffen, Elefanten, Zebras, Antilopen und Nashörnern. Das Wassergeflügel, welches sich auf dem Absperrgraben angesiedelt hat, verleiht der großen Gemeinschaft Farbe.

Fast gleichzeitig wurde in Tokio eine Großsäugetieranlage errichtet. Sie nimmt wenig Bezug auf die beiden vorgenannten Anlagen, jedoch verwirklicht die Leitung des Tama-Zoos in Tokio eine originelle Idee. Der Plan stammt von J. Hoyashi, dem Direktor des Ueno-Zoos. Nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl Menschen hat die Möglichkeit, einen Nationalpark in Afrika zu besuchen und damit das Erlebnis, dem Wildtier gegenüberzustehen. Der Löwenpark des Tama-Zoos ist die Nachbildung eines afrikanischen Nationalparks. Auf einer Fläche von 10000 m² werden 15 Löwen gehalten. Rings um die Anlage zieht sich eine 450 Meter lange und 5 Meter hohe Mauer. Die Innenkäfige sind in den Mauergürtel eingefügt. Breite Betonstraßen durchziehen den Löwenpark. Ein großer Teil der Fläche wurde als afrikanische Steppe gestaltet. Der Besucher fährt mit einem Spezialbus in die Anlagen hinein und bis auf wenige Meter an die Löwen heran. Der Bus hat 52 Sitzplätze und ist so konstruiert, daß eine unbedingte Sicherheit für die Fahrgäste gewährleistet ist. Die Dachkonstruktion hält das Gewicht von 4 kräftigen Löwen aus. Die Fenster sind doppelt verglast. Für ein geringes Fahrgeld kann jeder Besucher den Bus benutzen.

Dipl.-Ing. Klaus Tempel
Techn. Leiter

Zeichnen im Zoo

Im Jahre 1965 entschloß sich die Zoodirektion, in Anbetracht des erzieherischen Nutzens, einen Zeichenwettbewerb zu veranstalten. Sie wollte dabei nicht nur die Lehrer und Erzieher, sondern auch die Eltern auf diese Bildungsmöglichkeit erneut aufmerksam machen. Der Aufruf wurde von der Presse unterstützt. Selbst die Zeitungen der befreundeten ČSSR veröffentlichten die Wettbewerbsbedingungen.

Im Laufe der folgenden Wochen mehrte sich die Zahl der Kinder aller Altersgruppen, die den Zoo besuchten. Viele brachten Zeichenblöcke mit. Auch die Zeichenlehrer besuchten häufiger als sonst den zoologischen Garten. Der Erfolg blieb nicht aus. Bei Einsendeschluß lagen auf dem Tisch des Zoodirektors über 500 Arbeiten. Die Absender waren Kinder im Alter zwischen 6 und 14 Jahren.

Wir fanden unter den Arbeiten Bleistiftzeichnungen, Holzschnitte, Linolschnitte, Aquarelle, Pastelle, Hinter-Glas-Arbeiten und Kleebe-Arbeiten. Die Possendorfer Schüler reichten Sgraffito-Arbeiten ein. Die Kinder der Gehörlosenschule hatten besonders fleißig gearbeitet. Vor uns lag ein farbiges, abwechslungsreiches Sortiment.

Einige Arbeiten zeigten Einzeldarstellungen von „Tierpersönlichkeiten“. Besonders häufig fanden wir unseren „Benno“ in Imponierhaltung dargestellt.

„Benno“ wurde 1961 anlässlich der 100-Jahr-Feier von den Kolleginnen und Kollegen des VEB Industrieprojektierung Dresden I dem Zoo geschenkt. Er war der erste Gorilla, der in einem Zoo der sozialistischen Staaten gezeigt wurde.

Die Wettbewerbsteilnehmer gestalteten auch „Jacky“, unseren Schimpansenmann, „Kuru“, den Mähnenlöwen, und „Kattchen“, unseren Katta.

Der Schüler Hartmut H. (12) schnitt auf eine Linolplatte unsere Elefantenkuh „Safari“ mit ihrem Adoptivkind „Schöpfi“.

Neben den Tierporträts gab es zahlreiche Darstellungen von Tieranlagen. Besonders das „Affenparadies“ mit den Rhesusaffen regte viele Kinder an. Wilfried B. (10) malte auf schwarzem Papier mit kräftigen Farben die Anlage mit der Insel und dem Tierhäuschen im Zentrum. Vier Rhesusaffen sitzen um das Haus herum. Ein Fünfter schaut durch die „Haustür“ heraus. Der Pfleger säubert gerade die Anlage. Eine Palme ersetzt phantasievoll die Klettergerüste. Rings um das Rund der Gehege-einfassung sind Besucher angedeutet. In der rechten unteren Ecke leuchtet das Schild „Füttern verboten!“. Es ist bemerkenswert, daß dieses Verbotsschild mehrfach in den Zeichnungen zu finden ist.

Den großen Bärenfelsen mit seinem Robbenbecken hielt Rolf H. (14) auf dem Zeichenkarton fest. Vor der gewaltigen Felsenkulisse füttert ein Zootierpfleger den Seelöwenbullen „Neptun“. Überall stehen Zuschauer und verfolgen das Ereignis.



Wie zu erwarten, waren die Giraffen ein lohnendes Motiv. Gisela-Ulrike M. (8) wußte sehr gut, daß die Giraffen die Sonne lieben, die sie in ihrer afrikanischen Heimat so reichlich genießen können. Sie malte eine kräftig-gelbe Sonne auf ihr Blatt. Daß die Sonne lacht, sehen wir an ihrem Gesicht.

Erheiternd betrachten wir noch heute den Beitrag „Elefantenfreianlage“ von Klaus V. (12). Viele lustige Zoobesucher beobachten die Bewegungsdressur der Elefanten. Ein großer Teil von ihnen fotografiert oder spendet Beifall. Im Vordergrund jubelt ein Kleinkind auf den Schultern des Vaters und schwingt voller Begeisterung ein Zoofähnchen. Im Hintergrund erkennen wir ein Breitmaulnashorn. Mit großer Exaktheit stellte er alle Einzelheiten am Elefantenhaus dar. Als Höhepunkt jedoch zeigte Klaus einen aufgerichteten Elefanten. Der bärtige Zootierpfleger ist stolz auf diese Leistung; er hebt die Arme mit Peitsche und Haken und läßt sich feiern. „Schöpfli“, das Elefantenkind, steht abseits und ist von dem Geschehen nicht sehr beeindruckt.

Motive aus dem Dresdner Aquarium waren selten zu finden, während Menschenaffen, Elefanten, Robben, Giraffen, Pferde, Pelikane und Löwen am häufigsten dargestellt wurden. Viele Arbeiten zeigten den arbeitenden Tierpfleger. Die Auffassung von Erwachsenen oft geäußert, daß Tiere im Zoo eingesperrt seien, wurde von keinem Teilnehmer im Bild festgehalten. Entweder verzichteten sie großzügig auf

Absperrungen oder deuteten diese nur an. Interessant erschien, daß eine ganze Reihe von Einsendungen aus dem Gedächtnis gezeichnet waren. In diesen Arbeiten sind Hintergründe, Gehege und Tiere exakt angelegt.

Wie bei jedem Wettbewerb begutachtete eine Jury viele Stunden die Einsendungen. Die zahlreichen Beiträge verschiedener Altersgruppen erschwerten die Ermittlung der Besten. Die Einzelerfolge der Preisträger wurden vom Gesamterfolg übertroffen. Eltern und Erzieher werden gern bekennen, daß ihre Kinder mit Freude und Eifer die Beiträge ausgearbeitet haben, daß sie sich aber auch durch die intensive Beobachtung des Tieres ein erhebliches Wissen erarbeiteten. Der vorliegende Beitrag will nicht eine erneute Wertung der einzelnen Arbeiten vornehmen, sondern vielmehr zur sinnvollen Freizeitgestaltung, durch „Zeichnen im Zoo“, anregen.

Bleibt nur zu wünschen, daß Schule und Elternhaus das „Zeichnen im Zoo“ fördern. Der Linolschnitt von Barbara Z. (13) sagt doch deutlich aus, daß das „Zeichnen im Zoo“ für die Kinder ein Erlebnis bedeutet.

Dipl.-Ing. Klaus Tempel
Techn. Leiter





„Übersetze bitte die beiliegende Pelikangeschichte und lies sie Deinen Kindern vor“, schrieb mir unser indischer Freund Dr. Robin Banerjee, Chefarzt und ehrenamtlicher Wildhüter im Reservat der Panzernashörner in Assam. Unsere Kinder haben so viel Freude an dieser Geschichte gehabt, daß ich sie allen Kindern zu Gehör bringen möchte. Hier ist er also, der wahre Bericht über „Petros“, den Pelikan.

Ursula Ullrich

Peter, der Pelikan

Wenn sich in unserer Heimat die Zugvögel versammeln, um ihre weite Reise nach dem Süden anzutreten, dann rüsten sich auch die Pelikane in der Sowjetunion für ihren Flug in ihre Winterheimat Afrika. Lange noch, bevor die Fische träge werden, von denen sie sich ernähren, bevor die Seen und Teiche zufrieren, auf denen sie leben, breiten sie ihre Flügel aus und ziehen, zu Schwärmen vereint, südwärts. Im September des Jahres 1955 flog ein solcher Schwarm von Pelikanen über das Ägäische Meer. Alte, erfahrene Vögel waren darunter, die schon zwanzig oder gar dreißig Mal nach Afrika geflogen sind. Ruhig und sicher zogen sie ihre Bahn. Natürlich flogen auch Jungvögel mit, die zum ersten Male diese weite und beschwerliche Reise unternahmen, die auch das Ziel ihres Fluges nicht kannten. Noch nie in ihrem Leben haben sie sich so anstrengen müssen; denn Afrika ist weit.

Etwa 100 Meilen östlich von Athen, der Hauptstadt Griechenlands, wurde ein kleiner Pelikan so müde und schwach, daß er langsamer fliegen mußte. Weit blieb er hinter seinen Gefährten zurück, bis er sich schließlich allein sah am weiten Himmel, hoch über dem blauen Meere. Er hatte nicht mehr die Kraft, seine Flügel zu bewegen. Taumelnd fiel er herab und klatschte auf das Wasser. Das geschah nicht weit von Mykonos, einer Insel, auf der sich während der letzten 5000 Jahre nichts Aufregendes ereignete. Mykonos hatte keinen Anteil an den uralten Legenden anderer griechischer Inseln. In der Nachbarschaft von Doles, dem Geburtsort des Gottes Apoll und Tinos, dem Heiligtum der griechisch-orthodoxen Welt, war Mykonos unbekannt und ungenannt wie ein armseliges Aschenbrödel, bis zu dem Tage, als der Pelikan landete.

Unser Pelikan war zu schwach zu fischen und zu schwach zu schwimmen. Sicherlich wäre er gestorben, hätte ihn nicht ein alter Fischer in sein Boot genommen und zur Insel gerudert. Alle Bewohner der Insel freuten sich über die Rettung des Vogels und baten den Fischer, ihn zu Theodoros zu bringen. Theodoros, ein mächtiger, bärtiger Bootsmann, war bekannt für seine Liebe zu den Tieren. Er nahm den Pelikan zu sich und gab ihm den Namen „Petros“, was auf deutsch einfach „Peter“ heißt. Theodoros pflegte und betreute den Pelikan unter der freundlichen Anteilnahme



In jedem Frühjahr bauen die Krauskopfpelikane Nester, legen aber leider keine Eier



Mit knapp 5 Meter Länge ist das Leistenkrokodil eine der größten Panzerrechen, die in zoologischen Gärten gehalten werden

aller Inselbewohner, so daß er bald zu einem gesunden und stattlichen Vogel heranwuchs.

Peter war der Freund aller Kinder, und auch die Erwachsenen sagten: „Was für ein Glück, daß Peter zu uns gekommen ist!“ Sie glaubten fest daran, daß Apoll persönlich ihn zur Freude der Menschen geschickt hatte. An einem warmen Frühlingstag war Peter plötzlich verschwunden. Überall suchten die Menschen, blickten in jeden Winkel, fuhren weit auf das Meer hinaus. Es half nichts. Peter war und blieb verschwunden. Die ganze Insel geriet in Aufregung. Besorgte Anfragen wurden per Radio und Telefon in alle Himmelsrichtungen ausgeschickt. Endlich, nach bangem Warten, traf die freudige Nachricht ein, daß Peter gesund und wohlbehalten auf der Insel Tinos gelandet sei. Aber die Freude der Mykonoser verwandelte sich schnell in Zorn, als sich die Tinoser weigerten, Peter zurückzugeben. Peters Freunde, die Kinder, weinten. Die Erwachsenen baten, bettelten, stritten und beleidigten sich. Jeder fühlte sich im Recht, und es gab viele Meinungen. Damit begann in ganz Griechenland der „pelikanesische Krieg“. Schließlich übergab Mykonos die Sache dem hohen Gericht. In einer groß aufgezogenen Verhandlung sollte nun über das weitere Schicksal des Pelikans entschieden werden.

Der Vertreter der Insel Tinos stellte die Behauptung auf, dieser Pelikan sei ein ganz gewöhnlicher Zugvogel und überhaupt nicht zahm. Er gehöre Tinos, weil es ihm gefallen hat, dort zu landen. Die Leute von Mykonos riefen: „Wir haben Peter gerettet. Wir gaben ihm Nahrung und Pflege wie unseren eigenen Kindern. Er ist ein junges Tier, das sich noch leicht irren kann. Es war nichts weiter als ein schlechter Wind, der ihn die Richtung verlieren und auf Tinos landen ließ, gegen seinen eigenen Willen.“ Lächelnd sprach der Richter den Vogel Mykonos zu.

Peter wurde im Triumphzug nach Hause gebracht. 3000 Bewohner der Insel legten an diesem Tage die Arbeit nieder und versammelten sich am Hafen. Die Kirchenglocken läuteten. Vom Dampfer zum Kai wurde eine Brücke gelegt, und darüber hinweg lief Peter, der Pelikan. Die Menschen waren glücklich. Mit Freude nahmen sie wieder ihre Arbeit auf.

Um jeglichen Irrtum künftig zu vermeiden, trägt Peter nun einen silbernen Ring um das Bein.

An einem Juliabend des Jahres 1961 stand Peter an der Küste und blickte hinaus auf das Meer. Die Leute sahen ihn und dachten: „Er ist nicht glücklich. Vermutlich braucht er einen Gefährten.“ Ein Geschäftsmann aus Texas erhielt den Auftrag, zwei Pelikane auszuwählen und nach Mykonos zu schicken. So flogen Alphonse und Omega 6500 Meilen mit dem Flugzeug, um Peter glücklich zu machen. Bei ihrer Ankunft wurde ein Fest gefeiert, das für einen solchen Anlaß zumindest einmalig ist. Das große Feuerwerk war nur eine unter vielen Attraktionen. Natürlich arbeiteten die Leute an diesem Tage nicht, und auch die Kinder brauchten nicht zur Schule zu gehen. Peter war von seinen Freunden mit einer roten Schleife geschmückt worden. Schließlich feierte man ja seine Hochzeit. Der Oberbürgermeister hielt eine Rede und ermahnte die Pelikane, immer freundlich zueinander zu sein. Aus den verschiedensten Städten unserer Erde trafen Telegramme ein, die den Pelikanen reichen Kindersegen und ein langes Leben wünschten.

Leider wurde Alphonse sehr bald krank und starb. So kam es, daß das Pelikanmädchen Irene aus Frankreich zu Peter reiste.

Eine französische Filmgesellschaft drehte sogar einen Kurzfilm über die Begegnung der Pelikane. Wird nun Peter die amerikanische oder die französische Ehefrau bevorzugen? Geduld! Noch ist es nicht entschieden. Wissenschaftler fanden nämlich heraus, daß alle drei Pelikane verschiedenen Arten angehören. Ja, es ist nicht einmal mit Sicherheit zu bestimmen, wer von den Pelikanen ein Weibchen und wer ein Männchen ist. Aber wie es auch sei, Peter ist jedenfalls glücklicher, seit er Gesellschaft hat. Alle Menschen lieben ihn und freuen sich, ihm zu begegnen. Manchmal spaziert er um das Café des Städtchens herum, oder er schaut in den Laden des Schlächters hinein. Jeder hofft darauf, von ihm besucht zu werden; denn das gilt als ein gutes Zeichen für die Zukunft und außerdem bedeutet es eine Auszeichnung; denn Peter besucht nicht jeden. Mit seinem Freund Theodores spielt Peter Fußball. Er liebt es auch, von Frauen auf den Schoß gehoben zu werden. „Ank, ank, ank!“ ruft er da und schenkt ihnen zum Dank Steine.

Um Peters Lebensunterhalt, der vorwiegend aus Fischen besteht, zu sichern, wurde ihm eine Rente zugesprochen.

Peter ist nicht nur ein Pelikan, Peter ist eine Persönlichkeit. 60000 Besucher kamen schon, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen. Am liebsten möchten die Fremden Peter mitnehmen, um ihn immer bei sich zu haben. Das geht natürlich nicht, und außerdem würden das die Bewohner der Insel keineswegs erlauben.

Damit sich die Gäste auch in ihrer Heimat des Pelikans erinnern und freuen können, haben ihn geschickte Mykonoser auf Muschelschalen und Teller gemalt. Sogar auf Taschen wird sein Bild gestickt. Töpferhände formen ihn aus Ton. Schnitzer schneiden ihn aus dem Holz. Nun kann „Peter“ in alle Welt reisen, während der lebende Pelikan Peter für immer bei seinen Freunden bleibt.

Die Bewohner von Mykonos haben Peter das Leben gerettet. Aber Peter hat sie glücklich gemacht, so glücklich, daß sie ihm aus Dankbarkeit eine kleine Kapelle errichteten. Sie heißt St. Peter, der Pelikan. Peter ist noch jung. So hoffen wir, daß er noch länger als 40 Jahre leben wird, zur Freude und zum Wohl der kleinen Insel und aller Menschen, die sie besuchen.

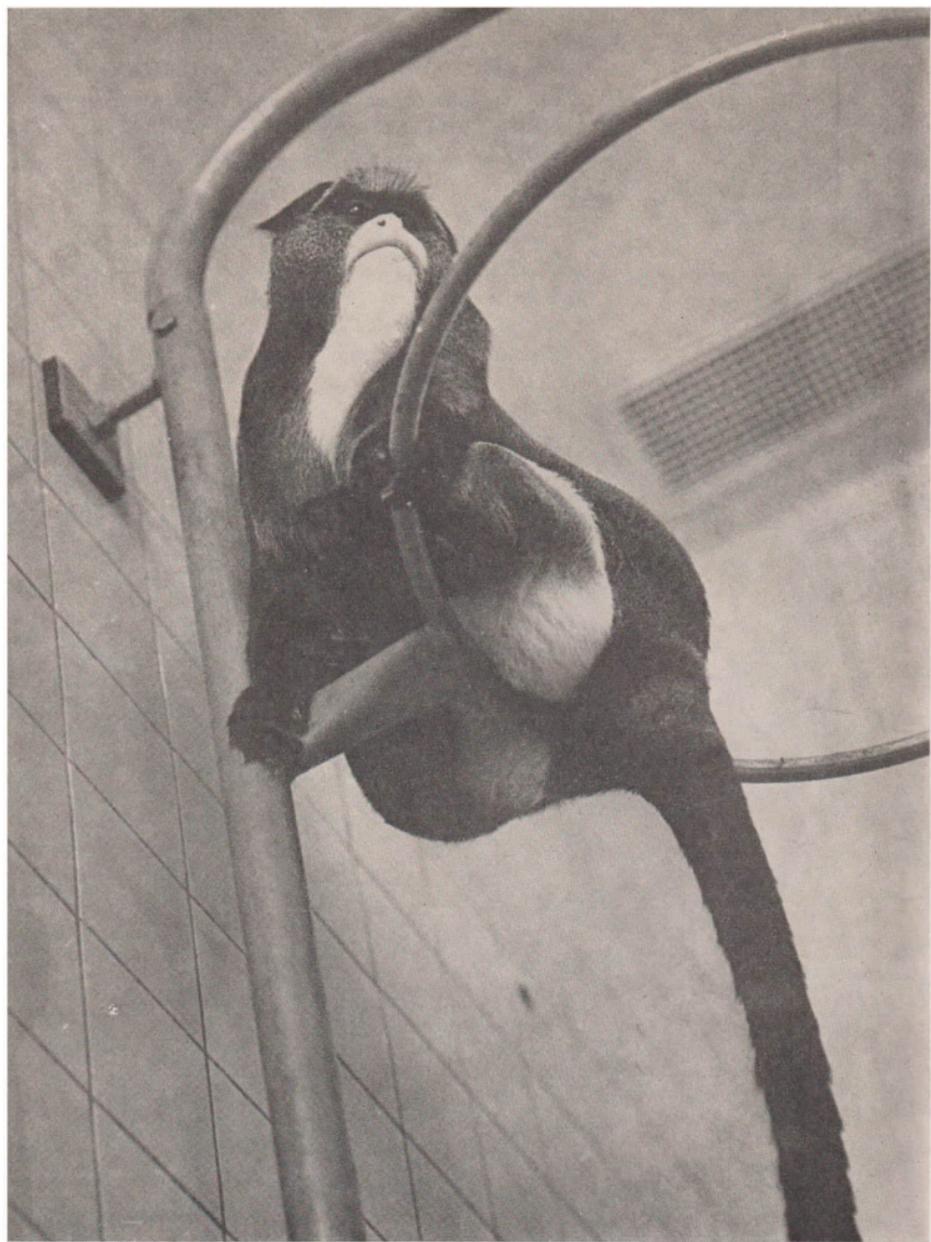
1967

Das mit großer Unterstützung von Stadt und Bezirk erbaute größte und modernste Primatenhaus der DDR erwartet seine Besucher. In die zehn Innen- und Außenquartiere sind Guerezas, Klammeraffen, Mongozmakis, Mandrills, Wollaffen, Wanderus, Meerkatzen und andere Primaten eingezogen. Auch Kakadus, Araraunas, exotische Stare, Totenkopffaffen und Plumploris sind Bewohner des Hauses.

Das Gebäude, 67 Meter lang und 18 Meter breit, ist mit hellen Räumen für die Besucher ausgestattet. Die Trennung von Futter- und Säuberungsgang garantiert eine hygienische Affenhaltung. Eine Regenanlage erzeugt das feuchte Klima. UV-Geräte intensivieren die Sonnenkraft. Die Tierarztstation ermöglicht eine gute medizinische Betreuung des Tierbestandes.



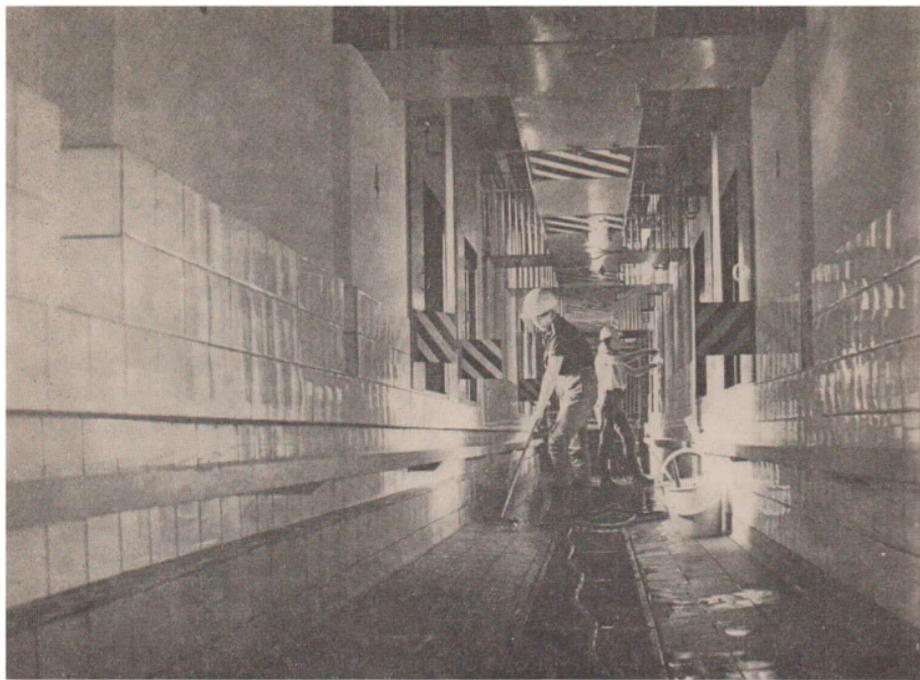
Blick in die Besucherhalle



Brazza-Meerkatze im neuen Primatenhaus



Auch Mongozmakis gehören zu den Bewohnern des neuen Hauses



Der Bedienungsgang verbindet die Innenquartiere mit den Außenquartieren